

LUISE LUTTERBACH | KAJ SCHUELER

# „Eine Kindheit in Bingerbrück“

Ruth Herz' leidvoller Weg  
nach Schweden

ARBEITSKREIS JÜDISCHES BINGEN

BAND 17



ARBEITSKREIS  
JÜDISCHES BINGEN



## **IMPRESSUM**

Herausgeber:  
Arbeitskreis Jüdisches Bingen  
In der Eisel 23  
55411 Bingen  
[www.juedisches-bingen.de](http://www.juedisches-bingen.de)

Erstauflage:  
Bingen 2023

Kontaktadresse:  
Hermann-Josef Gundlach  
Vorsitzender des Arbeitskreises  
In der Eisel 23  
55411 Bingen

Redaktion:  
Luise Lutterbach

Gestaltung:  
Petra Louis

Bildnachweis Titel:  
Kaj Schueler

Drucktechnische Herstellung:  
Verlag Matthias Ess

ISBN: 978-3-945676-81-3

LUISE LUTTERBACH | KAJ SCHUELER

# „Eine Kindheit in Bingerbrück“

Ruth Herz' leidvoller Weg  
nach Schweden

ARBEITSKREIS JÜDISCHES BINGEN

BAND 17

Der 1998 gegründete „Arbeitskreis Jüdisches Bingen“ gibt entsprechend seiner Zielsetzung der „Aufrechterhaltung der Erinnerung an die Juden in Bingen und Umgebung“ in unregelmäßigen Abständen Dokumentationen zu ihrer Geschichte, ihrem Leben und ihren Schicksalen heraus.

## INHALTSVERZEICHNIS

Niemals vergessen	3
Eine dunkle Geschichte mit Lichtblick	5
<b>Heimat</b>	<b>10</b>
Traurige Erinnerungen	13
Klassenunterschiede in der Dorfgemeinschaft	23
Extreme Isolation	28
Pogromnacht 1938	28
Kindertransporte	37
Der letzte Brief	40
„Besuch bei Ella“	43
Der letzte Brief aus Bingen	44
Die Deportation 1942	44
Deutliche Botschaft	48
<b>„Kindsein in Deutschland“ Erinnerungen an eine Freundschaft</b>	<b>50</b>
<b>„Da war ein Riss“ Stolperstein Herz-Löwenstein in Bingerbrück</b>	<b>64</b>
<b>Eines Tages kam sie nicht mehr zur Schule Das kurze Leben der Trude Tugendhart, geborene Stern</b>	<b>68</b>
Trude Stern und die Familie Herz	70
Trude Sterns Leben nach dem Krieg	75
<b>Kaj Schueler</b>	<b>76</b>
<b>Bisher erschienene Publikationen des Arbeitskreises Jüdisches Bingen</b>	<b>78</b>

## NIEMALS VERGESSEN



Luise Lutterbach Foto: privat

Als 1998 die Gedenktafel für deportierte Bingerbrücker jüdischen Glaubens eingeweiht wurde, konnte man noch nicht absehen, dass 23 Jahre später, 2020, mitten im Herzen von Bingerbrück, der große, helle Veranstaltungsraum im ersten Stock des neu entstandenen Familienzentrums Zwo Zwo auf der Koblenzer Straße den Namen von Selma Herz erhalten würde.

Selma Herz betrieb mit ihrem Mann Hermann unweit des heutigen Zwo Zwo eine Kohlenhandlung. Ihre drei Kinder Günther, Ruth und Kurt konnten Ende der 1930er Jahre nach Schweden entkommen, während die Eltern 1942 nach Polen in den Tod deportiert wurden. Die Briefe, die sie ihren Kindern nach Stockholm schrieben, berühren zutiefst und nehmen dem Leser den Atem ob ihrer Liebe, Sorge, Verzweiflung und Resignation. Eine Postkarte mit verschlüsselter Botschaft im Jahre 1942 aus Polen ist das letzte Lebenszeichen für Günther, Ruth und Kurt.

Als das Zwo Zwo 2020 in Bingerbrück eröffnet wurde, erschien in Schweden das Buch „Ein Kibbutz in Falun“. Darin beschreibt der Journalist Kaj Schueler das Leben seiner Mutter Ruth, die sich mit ihrem Mann Stefan Schueler in Schweden einlebte und dort ihr Leben verbrachte, anstatt, wie ursprünglich geplant, in das damalige Palästina auszuwandern.

Die vorliegende neue Publikation des Arbeitskreises Jüdisches Bingen (AKJB) bietet einen Einblick in die Jugendjahre von Ruth Herz (1923–1986) in der Schlossstraße, geprägt und grauenvoll überschattet durch die NS-Vernichtungsdiktatur, die auch vor ihrer Familie nicht Halt machte.

Wie in vielen Familien der Opfer – sowohl als auch der Täter – herrschte nach 1945 Schweigen über das Geschehene. Auch Kaj Schueler wünscht sich, dass er viel früher und viel mehr mit seiner Mutter hätte sprechen sollen. Ein posthumes Gespräch, auch zum Verarbeiten der transgenerationalen Übertragung von Traumata, ist ganz gewiss sein Buch „Ein Kibbutz in Falun“,

über dessen partiellen Abdruck wir uns freuen und sehr dankbar sind. Weitere Erkenntnisse über das jüdische Leben in Bingerbrück und Details aus dem Leben von Trude Stern, einer Verwandten der Familie Herz, verdanken wir der Schülerarbeit von Dania Schönauer, die mit ihren Recherchen bis dato Unbekanntes zutage förderte, und somit vorliegende Publikation um ein wertvolles Kapitel bereichern konnte. So bekommt die Säule des Erinnerns, neben der des Verbindens und Gedenkens, eines der Fundamente des AKJB, eine weitere Verankerung gegen das Vergessen.

## EINE DUNKLE GESCHICHTE MIT LICHTBLICK



Kaj Schueler Foto: privat

Meine Mutter lebte bis zum 8. Oktober 1986. Ihr Leben endete mit etwas mehr als 63 Jahren. Sie war schon seit einiger Zeit krank, aber in meinen Augen war sie jung, engagiert und hatte Pläne für die Zukunft. Ich selbst war zu diesem Zeitpunkt 36 Jahre alt. Seit einigen Jahren hatten wir immer mal wieder über ihre Kindheit, ihre Erfahrungen während der Nazizeit, die Flucht nach Schweden und was das alles für sie und ihr Leben in Schweden bedeutet hatte, gesprochen.

Diese Gespräche waren durch den Tod nun abgebrochen, aber für mich hörten sie nie auf.

Auch wenn meine Mutter schon früh mit 63 Jahren starb, war sie dennoch fast zwanzig Jahre älter als ihre eigene Mutter Selma, die im Alter von nur 44 Jahren umgebracht wurde. Meine Großmutter wurde gewaltsam verschleppt, von Deutschland nach Polen deportiert und verschwand. Meine Mutter war 15 Jahre alt, als sie im Frühjahr 1939 Bingerbrück verließ, um mit den sogenannten Kindertransporten nach Schweden zu reisen, um den Nazis zu entkommen. Das war das letzte Mal, dass sie ihre Eltern sah. Sie war gerade mal neunzehn Jahre alt, als sie feststellen musste, dass ihre Eltern verschollen und wahrscheinlich tot waren.

Meine Mutter wurde Zionistin ungefähr zur gleichen Zeit als Hitler in Deutschland an die Macht kam. Bereits 1933, als die Judenverfolgung zunahm, nahm die erst zehnjährige Ruth Herz wahr, dass es für sie keine Zukunft in Deutschland gab. Die zionistische Gruppe, die sich in Bingen traf, hatte das Ziel, nach Palästina auszuwandern.

Meine Großeltern waren nicht besonders begeistert von Ruths Engagement, teilweise, weil sie tief in Deutschland verwurzelt waren und teilweise, weil sie der Meinung waren, dass die Kinder ihren Eltern zur Seite stehen sollten. Dies führte zu Konflikten, die später auch in ihrem Briefwechsel von 1939 bis 1942 deutlich werden sollten. Während der gesamten Kindheit meiner Mutter

lebte die Familie ein traditionelles jüdisches Leben, sie lebten koscher, feierten den Sabbat und besuchten die Synagoge im benachbarten Bingen. Für meine Mutter war das Engagement in der zionistischen Bewegung auch eine Auseinandersetzung mit dem grundsätzlichen und eher freudlosen Glauben; auch in diesen Fragen war sie zusammen mit ihrer Cousine Ruth Löwenstein gänzlich anderer Meinung als der Rest der Familie.

Im Januar 1939 kamen Ruth und ihr jüngerer Bruder Kurt in Stockholm an, wo sie von einem Onkel, einem Halbbruder ihres Vaters, betreut wurden. Bertold Goldschmidt lebte seit Anfang der zwanziger Jahre in Schweden. Nach sechs Monaten in Stockholm kam meine Mutter in ein Internat in Falun, im Landkreis Dalarna, in einem von der jüdischen Gemeinde gemieteten Herrenhaus. Dort wohnten ab Sommer 1939 etwa 60 jüdische Jugendliche im Alter von 15 beziehungsweise 16 Jahren, die in den Jahren 1938 und 1939 ihre Familien und ihr Zuhause in Deutschland verlassen hatten. Der Plan sah vor, dass diese Kinder in naher Zukunft (einige Monate bis zu ein oder zwei Jahren) die Möglichkeit erhalten sollten, nach Palästina auszuwandern. Schweden war lediglich eine Zwischenstation. Jedoch nur die Hälfte der Jugendlichen erhielten ein Visum, bevor der Krieg sich im Sommer 1941 zu einem ausgewachsenen Weltkrieg entwickelte.

Meine Mutter und etwa 30 junge Leute blieben zurück und organisierten vor Ort einen Kibbuz nach zionistischem Vorbild, daher der Titel meines Buches „Ein Kibbuz in Falun“.

Nach dem Krieg, als meine Mutter heiratete und begann, in Schweden Wurzeln zu schlagen, beschlossen meine Eltern, in Schweden zu bleiben. Sie gaben die Idee auf, sich in Palästina niederzulassen und zogen nach Stockholm. Sie wurden 1948 schwedische Staatsbürger im selben Jahr, in dem der Staat Israel ausgerufen wurde. Ich wurde im folgenden Jahr geboren. Ein Kind von Einwanderern zu einer Zeit, als es in Schweden nur sehr wenige Einwanderer gab und der Begriff Einwanderer noch gar nicht erfunden war.

Dann kamen die 1950er Jahre. Schweden befand sich in einer intensiven Modernisierung. Auch die Ausgangslage war besser als in den meisten anderen europäischen Ländern. Der schwedischen Koalitionsregierung war es durch eine Kombination aus geschicktem Manövrieren und Nachgiebigkeit gelungen, Schweden aus dem Krieg herauszuhalten. So verfügte das Land beim Friedensschluss 1945 über eine intakte Infrastruktur und eine funktionierende



Industrie. Dies verschaffte große Vorteile beim Aufbau dessen, was der schwedische Wohlfahrtsstaat werden sollte. Vorteile, von denen auch unsere kleine Flüchtlingsfamilie mit begrenztem Einkommen profitierte. So wie ich es heute sehe, waren wir eine gut angepasste Familie in einer Gesellschaft, die einladend und weitgehend tolerant war. Die Tatsache, dass meine Eltern mit Akzent sprachen und von eher kleinem Wuchs waren im Land der großen Schweden, spielte eine Rolle, aber nie eine entscheidende. Es bedeutete keine Sonderbehandlung in der Schule oder auf den Spielplätzen. Im Laufe der Jahre habe ich versucht, darüber nachzudenken, ob es Anzeichen von Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus oder Vorurteile in jenen Jahren gab.

Aber wir lebten sicher in der Gesellschaft, an die wir uns angepasst hatten. Unsere Familie lebte in dem, was man die Entfremdung der Anpassung nennen könnte. Das ging so weit, dass wir Kinder in Bezug auf unsere Identität zersplittert waren. Dass wir uns nicht auf natürliche Weise in einem jüdischen Umfeld zu Hause fühlten war etwas, das meine Mutter später im Leben beunruhigte. Da sie selbst nicht religiös war und nur sehr selten in die Synagoge ging, konnte sie uns das nie vermitteln. Das Jüdischsein, das für sie so selbstverständlich war, war für uns zu diffus. Das war für uns nicht nachvollziehbar. Für mich ist es ein langjähriges – seit den späten siebziger Jahren – und zweideutiges Bemühen gewesen, diese Seite meiner eigenen Identität auf verschiedene Weise zu stärken. Einiges davon geschah auch in Zusammenarbeit mit meiner Mutter.

Als mein Bruder und ich klein waren, war meine Mutter Hausfrau, aber sobald wir für uns selbst sorgen konnten, wollte sie ins Berufsleben. Sie versuchte, etwas von der Bildung nachzuholen, die ihr zuvor verweigert worden war. Sie belegte Kurse im Gymnasium, sie machte Praktika, um als Sekretärin zu arbeiten und ein Büro zu führen. Bis zu ihrer Krankheit war sie an vielen verschiedenen Arbeitsplätzen als Sekretärin tätig. So wie sie von der Hausfrau ins Berufsleben wechseln wollte, wollte sie nun vom Arbeitsleben in den Ruhestand wechseln. Sie hatte Pläne. Die Krankheit kam ihr in jeder Hinsicht ungelegen. Es gab so viele Dinge, die sie weitergeben und erleben wollte mit ihren ersten Enkelkindern. Sie hatte sich auch entschlossen, sich etwas mehr dem Universitätsstudium zu widmen. Ich glaube, sie wollte sich selbst mehr Zeit geben, da sie es leid war, nur anderen zu dienen, wie sie es die meiste Zeit ihres Lebens getan hatte. Aus ihrer Sicht war es sicherlich eine schwierige Entscheidung, eine egoistische Entscheidung, aber auch eine notwendige. Vielleicht wollte sie sich selbst finden, bevor es zu spät war. Immerhin hatte

sie ein Leben, über das sie reflektieren und erzählen konnte. Aber sie sehnte sich auch nach Wissen und bewunderte Menschen mit Bildung und intellektueller Neugierde. Weiterentwicklung war ein häufig vorkommendes Wort bei uns zu Hause.

Während ich mein Buch schrieb, musste ich mein Verhältnis zu meiner Mutter und meine Beziehung zu ihr neu bewerten. Während unseres gesamten gemeinsamen Lebens habe ich sie unterschätzt. Ich neigte dazu, nur ihre Schwächen, ihr mangelndes Selbstvertrauen und ihre Ängste zu sehen und wahrscheinlich überzubetonen. Vielleicht habe ich erst gegen Ende ihres Lebens, im Angesicht des Todes, den komplexeren Menschen, ihre Stärken, ihre Neugierde, ihre Arbeitsfähigkeit und ihre Fähigkeit, Menschen zu lesen, gesehen. Ihr tiefes Einfühlungsvermögen, ihren Humanismus. Es waren ihre Sanftmut, Bescheidenheit, Ehrgeiz, Wille, die sie ungewöhnlich machten. Sie war oft für andere da. Sie hörte zu und respektierte andere Menschen auf eine Art und Weise, die ihnen das Gefühl gab, frei zu sein, auch wenn sie ihre Ansichten nicht teilte.

Mama war ein ungewöhnlicher, gewöhnlicher Mensch.

Das erste Buch, das ich über die Geschichte meiner Familie schrieb, hatte ein etwas glücklicheres Ende. Es handelte von der Flucht meiner Großeltern väterlicherseits aus Berlin im Jahr 1942. Es gelang ihnen zu fliehen, als sie bereits den Deportationsbefehl erhalten hatten, der sie in Richtung Osten in den Holocaust gebracht hätte. Mit der Hilfe von Franz Heckendorf, einem deutschen Künstler und Freund, gelang ihnen die Flucht in die Schweiz. Dort wurde ihnen Zuflucht gewährt und nach dem Krieg wurden sie mit ihrem Sohn und dessen Familie in Schweden wiedervereint.

Seit den späten 1970er Jahren interessiere ich mich für Familiengeschichte, als Hobby, aber auch als Weg, mich selbst zu verstehen, mich meinen Ursprüngen zu nähern. Ich habe manchmal gedacht: Wie wäre es wohl gewesen, mit meiner alternden Mutter zusammensitzen, ihr beim Erzählen zuzuhören und zu versuchen, zu verstehen und zu assimilieren, was ich in meinen jüngeren Jahren völlig ignoriert hatte. Denn auch das, was ich über meine Mutter nicht weiß, hat mich und meine Lebensentscheidungen grundlegend beeinflusst. Ihre Stärken und Schwächen haben auch mich geprägt. Ja, in solchem Ausmaß, dass ich manchmal nicht weiß, ob es ihre oder meine Ideen und Gefühle

sind, über die ich schreibe. Denn wie frei sind wir eigentlich in der Beziehung zu unseren Eltern?

Dieser Auszug aus meinem Buch „Ein Kibbutz in Falun“ dreht sich um die Erlebnisse meiner Mutter und ihrer Familie in Bingen/Bingerbrück während der Zeit der Machtergreifung der Nazis, die Schulzeit meiner Mutter, das Novemberpogrom 1938, die Flucht nach Schweden und die Deportation meiner Großeltern in eine kleine Stadt in Polen namens Piaski. Es ist zwangsläufig zu einer dunklen Geschichte geworden, und der Lichtblick in dieser Geschichte ist, dass die Kinder meiner Großeltern in Schweden eine sichere Zuflucht fanden, wo sie dann ihr Leben und ihre Familien gestalteten.

Ich bin dankbar, dass ich die Möglichkeit bekommen habe, von einer Periode der deutschen Geschichte, auf die niemand stolz sein kann, erzählen zu können (obwohl ich natürlich vorgezogen hätte, wenn mein ganzes Buch auf Deutsch erschienen wäre). Aber die Geschichte kann nicht ungeschehen gemacht werden, und es ist vor allem dem Arbeitskreis Jüdisches Bingen zu verdanken, dass es heute ein größeres Bewusstsein dafür gibt, was mit der jüdischen Bevölkerung passiert ist. Der Arbeitskreis Jüdisches Bingen hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erinnerung an die jüdische Bevölkerung in ihrer Heimatregion zu bewahren und die wenigen verbliebenen Gedenkstätten zu erhalten.

---

# Heimat

---

## VON KAJ SCHUELER

Im Juni 2007 besuchte ich zum ersten Mal Bingerbrück, wo meine Mutter geboren und aufgewachsen ist. Das einstmals eigenständige Dorf liegt an der natürlichen Grenze der Nahe, gegenüber der Stadt Bingen am Rhein. Seit Ende der 60er Jahre ist Bingerbrück jedoch ein Stadtteil von Bingen.

Wir waren eine Gruppe von Verwandten aus Schweden und den Vereinigten Staaten, darunter auch mein damals 13-jähriger Sohn Max, die Stolpersteine in Erinnerung an meine Großeltern Selma und Hermann Herz verlegten. Wir versammelten uns in der Schloßstraße 2 in Bingerbrück, wo meine unmittelbare Familie bis zum Novemberpogrom 1938 lebte, als jüdische Häuser und Synagogen in ganz Deutschland von den Nazis angegriffen und zerstört wurden. Das ursprüngliche Haus wurde während des Krieges dem Erdboden gleichgemacht, und ein neues zweistöckiges rosafarbenes Gebäude musste als Kulisse dienen.

Ich war 58 Jahre alt und meine Mutter war schon seit über zwanzig Jahren tot. Dies war also der Ort, den sie im Alter von nur 15 Jahren verlassen musste, getrennt von Eltern, Großeltern und einigen Freunden. Es fühlte sich ungewohnt und feierlich an, hier zu sein, während die Frage, warum es so viele Jahre gedauert hatte, hierher zu kommen, im Hinterkopf nagte.

Stolpersteine sind Pflastersteine mit einer gegossenen Messingplatte, auf der der Name, das Geburtsjahr, das mögliche Todesjahr, der Ort und der Anlass eingraviert sind. Sie werden vor dem Haus oder der Adresse, wo die Personen vor ihrem Verschwinden lebten, in den Boden verankert. Der deutsche Künstler Gunter Demnig will damit die Menschen zum Reagieren bringen, dem Vergessen und der Flucht vor der Zeit entgegenwirken und Überlebenden, deren Angehörige keine eigene Grabstätte haben, eine physische Erinnerung bieten. Das ist nicht nur ein schöner Gedanke, sondern gibt den Toten auch eine greifbare Präsenz im Alltag.

Die Stolpersteine gelten als die größte dezentrale Gedenkstätte der Welt.

Initiiert wurde die Reise von der Cousine meiner Mutter, Ruth Formanek, und einer lokalen Arbeitsgruppe, die sich seit Mitte der 90er Jahre dafür einsetzt, die Erinnerung an die jüdische Geschichte Bingens und die Rolle der jüdischen Bevölkerung für die Entwicklung der Stadt zu bewahren. Ruth, deren Vater Josef Löwenstein 1935 starb, verließ Bingen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder am Tag nach dem Novemberpogrom 1938 und emigrierte in die Vereinigten Staaten. Sie ist einige Male in ihre alte Heimat zurückgekehrt, um, wie es auf Deutsch heißt, die Vergangenheit aufzuarbeiten, wofür es einen speziellen Ausdruck gibt: Vergangenheitsbewältigung.

Die meisten Spuren der jüdischen Vergangenheit waren jedoch ausgelöscht worden; die wichtigsten Ausdrucksformen jüdischen Lebens, die Synagoge und der Friedhof, waren der Vergessenheit anheimgefallen.

Von der Synagoge sind nur noch Reste übrig, sie wurde während des Novemberpogroms zerstört, und der Friedhof, der auf einem Hügel außerhalb des Stadtzentrums liegt, war von der Vegetation übernommen worden.

Doch seit der Gründung des Arbeitskreises Jüdisches Bingen haben sich die Dinge geändert. Die Gruppe hat Schriften zur jüdischen Geschichte veröffentlicht. Der Friedhof wurde herausgeputzt und die Grabsteine werden langsam renoviert. Und der rechte Flügel der „überlebenden“ Synagoge wurde renoviert und beherbergt jetzt einen Raum für jüdische Aktivitäten. Die Gruppe hat auch sichtbar gemacht, wie die jüdische Bevölkerung von den Nazis vertrieben oder getötet wurde und wie diese Erinnerung bewahrt werden sollte.

An diesem Junitag im Jahr 2007 sollten 23 tote Juden aus Bingerbrück und Bingen geehrt werden. Fast fünf Stunden lang wanderte eine kleine Gruppe von Verwandten und Einheimischen von der Schlossstraße in Bingerbrück zu acht anderen Orten in Bingen. Gunter Demnig hat die eigentliche Arbeit geleistet. Selbst an den Stellen, an denen die ursprünglichen Gebäude nicht mehr vorhanden waren, waren die Adressen dieselben. Zu jedem Stolperstein wurde eine einfache Zeremonie abgehalten, um die Opfer zu ehren und an ihr kurzes Leben zu erinnern.

Heute gibt es insgesamt 115 Stolpersteine.



Selma und Hermann Herz, die Eltern von Ruth, Günter und Kurt Herz, die mit dem Kindertransport nach Schweden entkommen konnten. Foto: Kaj Schueler

Meine Mutter hat die „jüdische Renaissance“ in ihrem Heimatland nie erlebt. Sie war die erste der drei Geschwister, die starb. Sie waren alle vor dem Nationalsozialismus nach Schweden geflohen, aber nun waren auch ihre Brüder Günther und Kurt tot. Die Verbindung zur Vergangenheit war unterbrochen worden. Die Familiengeschichte, die ich mir gerne angehört hätte, verhallte in der Stille. Es fehlten zwar nicht die Fragmente, aber die vielen Details, die Ganzheit und Tiefe waren verloren gegangen. Die Geschichte ist jedoch vorhanden, wenn auch vielleicht etwas schwieriger zu finden, und die Verbrechen der Nazis gegen die Menschlichkeit, die Vertreibung und der Völkermord an den Juden, lassen mich nicht los. Wenn ich hier bin, steht weder die Traurigkeit noch die Sünde im Vordergrund, sondern die Tatsache, dass ich mich jetzt der Vergangenheit aussetze. Familienarchäologie und Entdeckung zugleich. Es ist inspirierend, aber auch beunruhigend. Der Grund, warum mein eigener Besuch so lange gedauert hat, lässt sich meiner Meinung nach erklären und verstehen. Meine Mutter, unterstützt von meinem Vater, hatte das Band mit der Vergangenheit vor uns Kindern durchgeschnitten.

## TRAURIGE ERINNERUNGEN

Das Leben auf dem Dorf oder in einer Kleinstadt war nichts, was ihr gefiel. Es war ein Leben mit überwiegend dunklen Erinnerungen, und sie war nicht stolz darauf, es weiterzugeben. Und es war auch kein Leben, dem sie naheifern wollte. Für sie war das Aufwachsen eine schwierige Geschichte, in der sich komplizierte Familienbeziehungen mit der greifbaren äußeren Bedrohung durch den Nationalsozialismus vermischten. Es war auch nicht etwas, das Kindern aufgebürdet werden sollte. Sie genoss ihr neues Leben und ihre Familie in einer größeren Stadt mit einer breiteren sozialen Gemeinschaft und einem breiteren Spektrum an kulturellen, schulischen und beruflichen Möglichkeiten.

Es war auch ein Emanzipationsprozess, in so jungen Jahren und unter Zwang das Elternhaus zu verlassen. Als junge Frau von 16 Jahren in Schweden konnte sie ihre Gedanken und ihren Lebensstil auf eine völlig andere Art und Weise, in Freiheit, gestalten.

Sie konnte nicht wissen, dass es das letzte Mal war, dass sie ihre Eltern sehen würde.

Die Schloßstraße 2 war also der Mittelpunkt der ersten 15 Lebensjahre meiner Mutter, bedauerlicherweise der Ort vieler trauriger Erinnerungen. Hier wohnte die Familie Herz, und hier handelte Opa mit Holzkohle und Pfandflaschen. Es war ein traditionelles, aber nicht übermäßig religiöses jüdisches Heim. Die Familie erlebte den Aufstieg und die Machtübernahme des Nationalsozialismus. Schon als Kinder erfuhren meine Mutter und ihre Brüder am eigenen Leib, wie man als Mensch manipuliert und verändert wurde, sie wurden verfolgt und erlebten eine unauslöschbare Angst. Meine Mutter war zehn Jahre alt, als Hitler an die Macht kam, und 15, als das Haus der Familie während des Novemberprogroms von 1938 überfallen und teilweise zerstört wurde.

Die Umgebung, in der ich mich nun befand, entsprach nicht meinen Erwartungen. Es war für mich ein Ort ohne Erinnerungen, ohne äußere Anhaltspunkte, aber voller Bedeutung, die es zu erobern galt. Gedanken und Phantasien über ein früheres Leben, Gefühle und Stimmungen waren nicht zu finden. Nichts Greifbares konnte mit der Vergangenheit in Verbindung gebracht werden. Ich hatte keine Erinnerungen, an denen ich mich festhalten konnte. Die Verbindung zur Familiengeschichte bezog sich auf den Ort, nicht auf das Aussehen des Ortes. Meine Mutter und ihr älterer Bruder Günther waren 1955 während einer Ferienreise zu Besuch in das Heimatdorf zurückgekehrt. Sie wollten mit eigenen Augen sehen, was, wenn überhaupt, von ihren Eltern übriggeblieben war. Sie trafen sich mit Menschen, die ihre Eltern gekannt oder mit ihnen zusammengearbeitet hatten, und suchten nach Antworten und Hilfe, um zu klären, was passiert war. Wer hatte ihr Haus übernommen? Was ist mit dem Geschäft des Vaters? Informationen, die später bei den Wiedergutmachungsverhandlungen mit dem westdeutschen Staat wichtig werden sollten.

Großmütterlicherseits lebte die Familie schon seit vielen Generationen in Bingen und Umgebung. Die Familie meines Großvaters hingegen stammte aus anderen Orten in Deutschland, zuletzt aus Singhofen, wo die Mutter meines Großvaters, Settchen, Ende des vergangenen Jahrhunderts ihren Schwager David Goldschmidt heiratete.

Meine Mutter beschrieb ihren Vater so: „Er war sowohl Choleriker als auch Sanguiniker und ein Hypochonder, aber auch kränklich; er hatte Herzschwäche und Diabetes. Er erzählte gerne Geschichten, vor allem aus der Zeit, als er Soldat war, und nahm die Kinder mit, Kriegsfilme anzusehen, zu Zirkussen und Autorennen. Er war ein lauter Mann, der viel Platz in der Familie beanspruchte.“





Ruth Schueler bei ihrem Besuch in Bingerbrück im Jahre 1955 auf dem Grundstück des ehemaligen Elternhauses in der Schloßstraße 2. Foto: Kaj Schueler

Seine Stimmungsschwankungen machten meiner Mutter Angst und führten schließlich zu einer schlechten Beziehung zwischen ihnen.

Es mag widersprüchlich erscheinen, dass ein Mensch, der eine solche Wirkung auf seine Tochter hatte, gleichzeitig ein großer Tierliebhaber war und Mitleid mit allen Arten von Tieren hatte, die sich im Leben verirrt. Das Haus war offen für streunende Hunde, Katzen, Vögel und vieles mehr, sehr zum Leidwesen meiner Großmutter. Offensichtlich haben diese teilweise verwilderten Tiere die Ehe schwer belastet. Bei einer Gelegenheit spitzte sich alles zu. Großvaters zahmer Rabe war entkommen, wurde aber nach einiger Zeit von jemandem in der Nachbarschaft gefunden. Mein Großvater wollte ihn mit nach Hause nehmen, aber Großmutter sagte nein. Du hast die Wahl: entweder der Rabe oder ich.

Dies sind einige der wenigen Beschreibungen und Anekdoten aus der Kindheit meiner Mutter. Sie vermitteln jedoch ein Bild des Familienlebens und finden sich in der Geschichte, die meine Mutter zu schreiben begann, aber nie vollendete. Diese Fragmente zeigen eine eher problematische und alles andere als idyllische Kindheit, noch bevor die Nazis an die Macht kamen.

Hermann Herz war ein fleißiger Kleinunternehmer. Das Unternehmen, das er mit Hilfe von vier Mitarbeitern leitete, handelte hauptsächlich mit Holzkohle und Mehrwegflaschen für die Weinindustrie. Er war also eine bekannte Persönlichkeit in der Region. Bis 1929 wurden die Produkte, insbesondere die Holzkohle, mit Pferdefuhrwerken angeliefert. Das Geschäft wurde von seinem Haus aus betrieben, in dem sich auch die Pferdeställe befanden. 1929 kaufte mein Großvater einen NAG-Lastwagen, die Pferde wurden „in Rente“ geschickt und der Stall in eine Wäscherei umgewandelt. Das Geschäft lief bis 1933 gut, und obwohl es kein großes Einkommen brachte, sorgte es für Stabilität im Familienleben.

Er inserierte in der lokalen Rhein-Nahe-Zeitung. Jede Anzeige war mit Hermann Herz, Schloßstraße 2, Telefon 461, unterschrieben. 1924 zum Beispiel wollte er zu Weihnachten Lumpen kaufen und wer zehn Kilo abgab, bekam entweder Schokolade oder Christbaumschmuck geschenkt. Später gab er eine Anzeige auf, in der er 5000 gebrauchte Ein-Liter-Cognacflaschen, 1000 Weinflaschen, 5000 75-cl-Burgunderflaschen und 5000 Bordeauxflaschen zum Verkauf anbot.

**Achtung Achtung**  
Bei Anlieferung von  
**10 Kilo Lumpen**  
erhält (in jeder als Weihnachts-  
Geschenk  
**eine Tafel Schokolade**  
**oder Christbaumschmuck**  
**gratis**  
Trotz alledem zahle ich die  
höchsten Preise wie zuvor.  
**Herm. Herz, Bingerbrück**  
Schloßstraße 2      Telefon 461

**Weinflaschen**  
neue, sowie gebrauchte liefert billigst  
**Hermann Herz · Bingerbrück**  
Schloßstraße 2      •      Telefon Bingen 2461

**Rhein- und Nahe-Zeitung**  
Grund-Organ der Rhein- und Nahe-Region — Organ der Rhein- und Nahe-Region  
3. August 1923  
No. 16. 8. 23

**Habe abzugeben:**  
5 000 St. geb. 1-L.-Cognacflaschen  
1 000 " " " Weinflaschen  
5 000 St.  $\frac{3}{4}$ l. Burgunderflaschen  
5 000 St.  $\frac{1}{4}$ l. Bordeauxflaschen

**Hermann Herz**  
Bingerbrück  
3667      Telefon 461

1924 erschien diese Anzeige von Hermann Herz in der Rhein-und Nahe-Zeitung.  
Quelle: Stadtarchiv Bingen

Im Gegensatz zu meinem Großvater wuchs meine Großmutter, die 1897 geboren wurde, in Bingerbrück auf. Ihre Eltern Samuel (1860–1921) und Rosine (geb. Nathan, 1872–1918) Löwenstein hatten das Haus gebaut, in dem meine Großmutter aufwuchs. Ihr Vater war Viehhändler, und ihre Mutter brachte sechs Kinder zur Welt, von denen drei starben, als sie noch sehr klein waren. Meine Großmutter wuchs mit zwei älteren Brüdern auf. Josef wurde 1892 geboren und starb 1935 an einem Herzinfarkt. Hugo wurde 1894 geboren und starb 1917 im Ersten Weltkrieg. Als meine Großeltern 1921 heirateten, übernahmen sie das Haus in der Schloßstraße 2. Großmutterns Bruder Josef war Weingroßhändler und hatte ein Geschäft in Ockenheim aufgebaut, wo auch seine Tochter Ruth geboren wurde, im gleichen Jahr wie meine Mutter, 1923. Als Ruth vier Jahre alt war, zog die Familie in die Martinstraße 5 in Bingen. Die Cousinen wuchsen zusammen auf und standen sich ihr Leben lang nahe, fast wie Schwestern – wenn auch im Erwachsenenalter mit dem Atlantischen Ozean zwischen ihnen.

Die Familie meiner Mutter war die Einzige, die in Bingerbrück lebte, die meisten lebten in Bingen, großväterlicherseits in Singhofen, etwa siebenzig Kilometer nordöstlich von Bingen entfernt. Die Geschwister Josef und Selma werden von meiner Mutter und Ruth als warmherzige und fürsorgliche Menschen beschrieben. Sie wurden von ihren Kindern und Nichten geliebt. Aber so wie meine Mutter eine schwere Zeit mit ihrem Vater hatte, hatte auch Cousine Ruth eine schwere Zeit mit ihrer Mutter, zu der sie für den größten Teil ihres Lebens eine komplizierte Beziehung hatte.

Die hier nur angedeuteten familiären Bindungen und Verbindungen zeigen deutlich, wie fest meine Familie in dieser Region und in der deutschen Gesellschaft verankert war – der Gesellschaft, die sie unter den Nazis einfach ihrer deutschen Zugehörigkeit und ihrer Staatsbürgerschaft beraubte.

Im Rückblick ist die Kindheit meiner Mutter wohl etwas getrübt worden, nicht zuletzt durch die Ereignisse während der Nazizeit. In der Familie herrschte eine gewisse Sicherheit, aber keine wirkliche Harmonie. Als Kind konnte sich meine Mutter ungerecht behandelt fühlen, und als mittleres Kind musste sie oft hinter ihren Brüdern zurückstehen, gefangen in der von Männern dominierten Welt der Familie. Schließlich war sie das Mädchen in der Familie, und ein Mädchen sollte fürsorglich sein. Ihre Kindheitserzählung hat also etwas Schweres an sich, ein Gefühl der Beengtheit, als ob sie schon als Kind ein freieres und bewegliches Leben anstrebte.

In ihren hinterlassenen Dokumenten fragte sie sich selbst:

„Habe ich mich geschätzt gefühlt? War ich zufrieden/froh? Eines wurde schon früh klar. Ich war ein so genanntes nervöses und ängstliches Kind. Früh hatte ich nervöse Zuckungen im Gesicht, blinzelte mit den Augen und rümpfte die Nase. Der Rat des Dorfarztes wurde eingeholt, und sein Vorschlag lautete, dass das Kind abgehärtet werden müsste. Jeden Morgen und Abend wurden kalte Einreibungen empfohlen, bei denen mein Rücken mit einem Schwamm und eiskaltem Wasser geschrubbt wurde. Ich erschrak über diese Behandlung und zappelte wie ein Fragezeichen, zur großen Freude von Günther und Kurt, die mich zu Recht das Fragezeichen nannten. Das war lange, bevor die äußerlich schweren Zeiten begannen, so dass es wohl in mir selbst oder in der Familie angeboren sein muss, dass ich ein so nervöses Kind wurde.“



Meine Mutter (li.) und ihre Cousine Ruth in den frühen 1930er Jahren. Foto: Kaj Schueler

Als ich aufwuchs, versuchte meine Mutter, diese Seite zu verbergen. Es hat nicht ganz geklappt. Spuren von Nervosität und Melancholie waren also auch in meiner eigenen Kindheit vorhanden. Hat es mich beeinflusst, hat es mich „infiziert“? Vielleicht. Als Kind war ich ängstlich und gehemmt, hatte Schwierigkeiten, still zu sitzen. Aber gleichzeitig empfand ich meine Kindheit als sicher, frei und bejahend. Nicht zuletzt wegen des Respekts, den mir meine Eltern als Individuum und als Mensch entgegenbrachten. Es war, als hätte meine Mutter begriffen, dass sie im schlimmsten Fall das Muster der Beschränkungen und Einschränkungen, das ihre eigene Kindheit geprägt hatte, wiederholen könnte. Jetzt wollte sie uns all das geben, was sie als Kind nicht erlebt hatte.

Obwohl Frivolität – im wahrsten Sinne des Wortes – nicht ihre Stärke war, hatte sie einen Sinn für Humor und vor allem für Wortspiele.

Das hatte ihr in ihrer Kindheit, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sehr gefehlt: mit ihrer Familie und ihren Verwandten offen lachen zu können. Den Druck mit einem Lächeln oder einem Lachen abzubauen.

Obwohl mein Großvater in vielen Zusammenhängen – in Kneipen, mit Kunden und Nachbarn – laut und fröhlich war, herrschte in der unmittelbaren Familie eine ernste Strenge, die wahrscheinlich auf seine Seite der Familie zurückgeführt werden kann. Wahrscheinlich war es das Ergebnis eines Kampfes um knappe Ressourcen und Religiosität. Die Einhaltung des traditionellen jüdischen Lebensstils mit koscherem Essen, Schabbat und Synagogenbesuch in einer Gemeinde mit sehr wenigen Juden brachte eine gewisse Regelstrenge mit sich. Auf der einen Seite wurde Religion mit Pflicht und Verantwortung verbunden. An die Schabbatfeiern am Freitag hingegen erinnert sich meine Mutter mit Freude und guter Familienstimmung, vor allem an die verschiedenen Brettspiele, die den Abend abschlossen.

Meine Mutter fährt fort: „Mein Großvater soll ein sehr lustiger und humorvoller Mann gewesen sein – es wäre schön gewesen, ihn kennengelernt zu haben, denn Humor und Lachen gehörten nicht zu den herausragenden Eigenschaften unserer Familie.“ In der mütterlichen Linie der Familie herrschte noch eine etwas entspanntere Distanz zu dem, was als Tugenden des Lebens angesehen wurde. Meine Mutter nannte dazu ein Beispiel für ein Sprichwort, das in der Familie galt. Jemand konnte sagen „Ich wollt' ich würd' im Bett sitze“: Auf die obligatorische Frage „Was heißt sitze?“ gab's die Antwort „Da könnt ich mich lege, wann ich wollt'“. Humor lag also mütterlicherseits in der Familie. Das Gleiche gilt für die menschliche Wärme. Meine Mutter liebte ihre Mutter. Für sie war ihre Mutter nie etwas anderes als die vertrauensvolle Mama. Wenn sie über ihre Erziehung auf Schwedisch spricht, nennt sie ihre Mutter immer Mutti, und den Papa aber Vater. Denn was sie in diesen Jahren wahrscheinlich am meisten geprägt hat, war die fehlende Liebe ihres Vaters, ihre Angst vor dem eigenen Vater und ihre eigene Unfähigkeit, ihn zu lieben.

Sie erinnert sich: „Meine Mutter war eine wunderbare Frau, die ich sehr geliebt habe. Sie hatte schwarzes, nach hinten gekämmtes Haar, blaue Augen, war mittelgroß und etwas stämmig. Ob sie gut aussah oder nicht, weiß ich nicht. Sie war einfach Mutti. Ruhig, zuverlässig, fair, immer vertrauenswürdig,

obwohl ich von klein auf wusste, dass ihr Herz stark für Günther schlug, der ihr als kleines Kind Angst und Sorgen bereitete, weil er an der Englischen Krankheit litt, zeigte sie das nie.

Meine Beziehung zu meinem Vater hingegen war problematisch. Er war blond, sehr blauäugig, hatte ein rundes Gesicht und einen kleinen Schnurrbart. Er konnte uns mit gleicher Leichtigkeit lieben und verwöhnen oder uns völlig unterdrücken, und man wusste nie, was davon.“

Ich habe mich oft gefragt, warum die Väter von damals oft so tyrannisch und cholerisch waren, was es nur, weil es zu ihrem Recht als Familienoberhaupt gehörte?

Er hat gar nicht daran gedacht, welche Auswirkungen es auf Günther und mich haben könnte, wenn er Kurt bevorzugte und verwöhnte. Während er hohe Ansprüche an Günthers und meine Schulnoten stellte, lachte er fröhlich und stolz über Kurts schulische Misserfolge. Wenn Papa von seinen Kartenspielen, seinem liebsten und einzigen Hobby, nach Hause kam, bekam Kurt oft das gewonnene Geld, fünf oder sechs Mark, eine damals sehr beachtliche Summe.

Aber da hatte er nicht mit unserem Sinn für Gerechtigkeit gerechnet. Schon sehr früh haben wir Geschwister vereinbart, alles gerecht zu teilen, gute Geschwister mussten alles teilen, was nicht Geburtstags- oder Chanukka-Geschenke waren. Und was würde der kleine Kurt gegen zwei ältere und stärkere Geschwister tun? Wenn zum Beispiel einer von uns ein Bonbon bekam, nahmen wir es nach Hause mit und jeder von uns musste eine Minute lang daran lutschen.

Papa war krank. Nachts wachte er oft aufgrund seines Herzleidens und damit einhergehender Kurzatmigkeit auf, was er in dramatischer Weise mit lautem Stöhnen zum Ausdruck brachte. Das weckte mich, die im Nebenzimmer schlief, und ängstigte mich so sehr, dass ich dachte, dass er jede Minute sterben könnte, und nicht nur das – ich dachte, dass sein Tod dann meine Schuld wäre.

Wie war das möglich? Zu unserer Erziehung gehörte es, dass Kinder ihre Eltern lieben und ihnen zutiefst dankbar dafür sind, dass sie uns auf die Welt gebracht und uns ernährt und erzogen haben. Papa war unzuverlässig, er war



Selma und Hermann mit ihren Kindern Günther, Kurt und Ruth. Foto: Heimatverein Bingerbrück

nicht sehr intelligent, man wusste nie, ob er uns mit Liebe oder Wut überschütten würde – ich konnte ihn nicht lieben und fühlte mich sehr schuldig. Erst als ich erwachsen war und begann, das tragische Schicksal meiner Eltern zu verarbeiten, konnte ich mir eingestehen, dass ich meinen Vater nicht liebte.

Meine Erinnerung an meinen Vater ist stark geprägt von seinen unverhohlenen Wutausbrüchen, die mir große Angst machten. Wenn ihn etwas ärgerte und seine Geduld zu Ende war, zertrümmerte er Geschirr vor lauter Wut! Aber das Seltsame war, dass es immer das billige Alltagsporzellan war. Ich selbst war nie anwesend, weil ich aus großer Angst heraus, das Haus verließ und einen langen Spaziergang machte, sobald seine Stimme eine bestimmte Lautstärke erreichte. Günther erinnert sich, dass Mutti ihm ruhig und leise die billigen Becher reichte, um sie an die Wand zu knallen. Am nächsten Tag wurden im Kaufhaus Münzner in Bingen neue gekauft. Es war weißes Porzellan mit einem blauen Zwiebelmuster, eine billige Ausgabe des echten alten Meißner Porzellans.“

Als meine Mutter sechs Jahre alt war, im Jahr 1929, kam sie in den Kindergarten. Im Dorf gab es eine katholische und eine evangelische Schule. Zwei

Drittel der Bevölkerung waren katholisch, der Rest protestantisch, so dass die wenigen jüdischen Kinder, die im Dorf lebten, zwischen den beiden Schulen wählen konnten. Der ältere Bruder meiner Mutter, Günther, ging auf die katholische Schule und das wollte meine Mutter auch. Nach einer merkwürdigen Verhandlungsrunde wurde jedoch beschlossen, dass Mama auf die evangelische Schule gehen würde. Der Rektor und der protestantische Pfarrer hatten dagegen protestiert, dass meine Mutter auf die katholische Schule ging, und meinem Großvater gedroht, keine Kohle und keinen Koks mehr bei ihm zu kaufen. Für die Eltern war die Entscheidung leicht. Die Enttäuschung meiner Mutter darüber, dass sie nicht dieselbe Schule wie ihr älterer Bruder besuchen konnte, war groß. Einige Jahre später, als der jüngere Bruder Kurt eingeschult werden sollte, entschieden sich die Eltern wieder für die katholische Schule.

Wenn meine Mutter 50 Jahre später an ihre Schulzeit zurückdachte, erinnerte sie sich als erstes an die schrecklichen Strafen des Lehrers:

„Die Lehrerin, uralt, wie es uns damals schien, bestrafte uns, wenn wir laut waren (und das waren wir), indem sie uns nach vorne beorderte, uns befahl, ein paar Finger zu strecken und uns mit dem Lineal auf die Finger schlug. Die meisten Leute lachten über diese Strafe, aber ich erinnere mich, wie sehr ich mich fürchtete, als das Lineal an mir vorbeirauschte, so dass meine Finger nie dort waren, wo sie sein sollten.“

Während einer langen Recherchearbeit kann es vorkommen, dass man zufällig über neue Informationen stolpert. Plötzlich wird jemand oder etwas sichtbar, das teilweise ein neues Licht auf das wirft, mit dem man sich gerade beschäftigt; eine Notiz in einem offiziellen Dokument, eine Person, die einem in einem bestimmten Zusammenhang anspricht, eine Geschichte und so weiter. Das Bemerkenswerte ist, dass die Informationen trotz des Zeitablaufs und der Tatsache, dass die meisten der beteiligten Personen längst tot sind, immer noch ankommen.

Nachdem wir 2007 in Bingerbrück waren und die Stolpersteine verlegt hatten, erhielt die Cousine meiner Mutter, Ruth, in New York einen Brief von einer Frau Langer, die in der lokalen Presse von der Veranstaltung gelesen hatte. Sie erzählte, dass sie in ihrem Besitz eine Geschichte mit dem Titel „Kindsein in Deutschland“ hatte, die von einer Freundin, Hilde Deppisch-Groß, geschrieben worden war, die einige Jahre zuvor gestorben war. Meine Mutter spielt eine zentrale Rolle in dieser Geschichte. Hilde und meine Mutter wurden



Freundinnen, als sie in die vierte Klasse kamen. Hilde war, wie meine Mutter schreibt, „das absolut dominante Mädchen in einer kleinen Gruppe“. Sie hatte vier ältere Schwestern und ihr Vater war der Klassenlehrer.

Später studierte Hilde Groß an der Universität und ließ sich zur Schauspielerin ausbilden, was meine Mutter wahrscheinlich nicht überrascht hätte. Sie gehörte zu den freimütigen und mutigen jugendlichen Rebellen, die alte Vorstellungen und engstirnige Haltungen in Frage stellten. Aber weil ihr Vater der Klassenlehrer war, wurde sie besonders hart bestraft – zum Beispiel mit einer Ohrfeige, wenn sie im Klassenzimmer rebellierte. Aber Hilde schüttelte das leicht ab. Sie war es auch, die meiner Mutter auf dem Schulweg als erste von Sex erzählte, sie waren vielleicht zehn Jahre alt. „Ich bekam die erste Sexualerziehung, die ich einfach nicht glauben wollte. So abgeschnitten waren wir damals.“

In Hildes Geschichte taucht ein etwas anderes Bild meiner Mutter auf, und ich beginne zu vermuten, dass Hilde wie eine Brechstange im Emanzipationsprozess meiner Mutter gewirkt hat. Leider fiel dies mit der Machtübernahme der Nazis zusammen, was auch bedeutete, dass meine Mutter und Hilde nie wieder Kontakt haben würden.

Die Erzählung „Kindsein in Deutschland“, die Hilde Gross in hohen Alter schrieb, beginnt mit einem Porträt meiner Mutter.

„Wir saßen in der Schule nebeneinander, Ruthchen und ich. Sie war klein, leicht rundlich, und deshalb wurde sie meistens Ruthchen genannt. Sie hatte dichtes braunes Haar und leicht hervortretende Augen. Ruthchen war sehr lebhaft, unruhig, temperamentvoll, freundlich; letzteres wurde in der Schule oft mit Missbilligung zur Kenntnis genommen. Sie und ich waren die intellektuelle Elite der dritten und vierten Klasse.“

## **KLASSENUNTERSCHIEDE IN DER DORFGEMEINSCHAFT**

Für Hilde war das vorherrschende Merkmal des gemeinsamen Heimatdorfes Uniformität und Konformität. Es gab klare Klassenunterschiede zwischen den Führern der Gemeinde, der etablierten Mittelschicht und den Arbeitern sowie zwischen Katholiken und Protestanten. Die Schule war keine Ausnahme. Ein weiterer sozialer Status war, ob man im oberen oder unteren Teil des Dorfes

wohnte. Die Familie meiner Mutter, die einen niedrigeren Status hatte, lebte unten im Dorf. Hilde sah sich wahrscheinlich als Vertreterin der Rebellen, vielleicht gerade deshalb, weil ihre eigene Familie zur oberen Schicht der Dorfstruktur gehörte. Sie gab den Ton an bei den Spielen und Kämpfen zwischen den verschiedenen Gruppen.

Nach der Schule spielten die Mädchen zu Hause im Keller der Familie Groß Theater – sie verkleideten sich und dachten sich ihre eigenen Stücke aus. Meine Mutter war immer da und immer bereit für jede Verrücktheit. „Ruthchen war immer treu“, wie Hilde schreibt. In der Grundschule, die meine Mutter in den turbulenten Jahren vor Hitlers Machtergreifung besuchte, konnte sie sich noch sicher fühlen. Sie hatte Freunde und sie luden sich gegenseitig zu ihren Geburtstagen ein. Hilde erzählt von einem Geburtstag zu Hause bei meiner Mutter. Sie schreibt:

„Das Haus des Kohlenhändlers Herz war ein schmales, zweistöckiges Einfamilienhaus, eingezwängt zwischen einer Schusterwerkstatt und einem Schlachthof, ohne Garten, beige-grau gestrichen, recht unscheinbar. Ein Raum zur Straße hin hatte ein großes Fenster; es war der ehemalige Laden des Kohlenhändlers, der sein Geschäft jetzt in einem anderen Gebäude hat. Hier feierten wir den Geburtstag von Ruth. Es war hell im Gegensatz zu dem schwachen Licht in der Halle. Die anderen Räume haben wir nicht gesehen.

Ruths Mutter war eine sehr schweigsame Frau, die etwas Schattenhaftes an sich hatte. Frau Herz verließ nur selten das Haus. Der Vater war das genaue Gegenteil. Er passte sehr gut in die rheinische Landschaft, war der Archetyp des Rheinländers, lachte und redete viel, scherzte mit uns Kindern und sah aus, als ob er gerne und gut essen und trinken würde.“

1933 war ein sehr schwieriges Jahr für meine Mutter und ihre Familie. Einige Juden in der Gegend – und auch Verwandte in Singhofen – begannen, Deutschland zu verlassen. Dennoch hatte Großvater die Hoffnung, dass die offene Verfolgung ein Ende haben würde und die Deutschen zur Vernunft kommen würden. „So etwas Verrücktes konnte nicht weitergehen. Mein Vater hatte auf der deutschen Seite im Krieg gekämpft, meine Mutter war seit vielen Generationen Deutsche, sie war ein Kind, das in der Gemeinde, in der wir lebten, geboren wurde, und erst hieß es ein paar Monate, dann hieß es ein paar Jahre. Man glaubte es nicht, aber man wurde verfolgt und isoliert“, schrieb meine Mutter in ihren Erinnerungen.

Am 17. März 1979 wurde meine Mutter eingeladen, an der Fernsehsendung „Schweden und der Holocaust“ teilzunehmen, die im schwedischen Fernsehen gesendet wurde. Einer der Moderatoren war Herbert Söderström (im Text HS). Zwischen ihm und meiner Mutter (im Text RS) entwickelte sich folgendes Interview:

**■ HS: Wann haben Sie zum ersten Mal die Absichten der Nazis gegenüber den Juden bemerkt?**

RS: Wir haben es sofort bemerkt. Ich wurde in einer sehr kleinen Gemeinde geboren. Schon am Boykotttag des 1. April 1933 [dem Tag, an dem alle jüdischen Geschäfte in Deutschland boykottiert wurden] kamen in diesem kleinen Dorf, in dem jeder jeden kannte und mein Vater ein Geschäft hatte, Lastwagen mit SA-Männern und hielten vor unserem Haus und unserem Geschäft an und riefen diese typischen „Juden raus, Jude verrecke“ und malten die entsprechenden Parolen auf das Haus.

**■ HS: Wie viele jüdische Familien gab es in diesem kleinen Dorf?**

RS: In diesem kleinen Dorf gab es nur vier Familien, aber nur zehn Minuten, eine viertel Stunde von hier entfernt, gab es eine größere Stadt mit zehntausend Einwohnern und dort lebten etwa fünfhundert Familien.

**■ HS: Wie haben sich die anderen Dorfbewohner verhalten?**

RS: Nun, sie, wir wurden sehr schnell isoliert. Es war ja so, dass in einem totalitären System ziemlich schnell eine gegenseitige Überwachung aufgebaut wird und als der Terror immer größer wurde, trauten sie sich einfach nicht mehr, aufzutauchen und freundlich zu sein oder uns auch nur zu grüßen. Ich weiß jetzt nicht mehr, ob es direkt ab 1933 war, aber es war schon sehr früh so, dass wir einfach überhaupt keinen Kontakt mehr hatten, außer zu anderen jüdischen Familien, und für uns Kinder war es sofort so, dass wir sowohl schikaniert als auch geschlagen wurden.

Kurz nach der Machtübernahme wurde meine Mutter zehn Jahre alt und stand vor der Einschulung in das Höhere Töchter Lyzeum in der Nachbarstadt Bingen, etwa eine Viertelstunde Fußweg von zu Hause entfernt. Die Voraussetzung für die Aufnahme von meiner Mutter und anderen jüdischen Kindern in die Schule war, dass sie nachweisen konnten, dass ihre Väter im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten, so wie ihr Großvater. Meine Mutter und Hilde waren immer noch in derselben Klasse, und eine Zeit lang wurden sie zur Schule begleitet und saßen sogar zusammen im Klassenzimmer.

Aber das sollte sich ändern. Meine Mutter wurde recht schnell isoliert, „meine christlichen Freunde wollten nichts mehr mit mir zu tun haben“, und sie wurde an die jüdischen Mädchen verwiesen, die dieselbe Schule besuchten, die meisten von ihnen aus Bingen.

In einer Schulfunksendung vom 16. März 1979 wird sie von dem Moderator Helmuth Mollnar dazu befragt:

**■ HM: Haben sie gesagt, dass sie nicht mit dir zusammen sein wollen?**

RS: Sie brauchten es nicht zu sagen, denn es kam von oben, von den Lehrern, von der Hitlerjugend, von den Zeitungen. Das geschah schon sehr früh, ganz systematisch. In der Mädchenschule, die ich besuchte, gab es mehrere jüdische Kinder, und wir hielten zusammen, alle. Es war eine Art Selbstverständlichkeit, weil es von oben kam, und die anderen Kinder behandelten uns anfangs wie Luft, und schließlich konnten wir auf alle möglichen Arten geschlagen und schikaniert werden, so dass wir wie Menschen zweiter Klasse behandelt wurden. Später, 1936, 1937, war die Situation für uns so schwierig, dass ich, wenn mein jüdischer Klassenkamerad krank war, nicht zur Schule gegangen bin. Schule schwänzen war damals in Deutschland etwas völlig Unvorstellbares. Wir haben einfach die Mutter des anderen Mädchens dazu gebracht, meine Mutter anzurufen, und meine Mutter hat eine Krankmeldung geschrieben, weil es einfach gefährlich war, als einzelnes jüdisches Mädchen in eine Klasse zu gehen. Wenn wir gemobbt wurden, gab es niemanden, der sich einmischte. Wir hatten also niemanden, an den wir uns wenden konnten.

**■ HM: Was haben sie dann zu dir gesagt, die Kinder in der Klasse?**

RS: Sie sagten, ihr verdammten Juden, ihr seid nichts wert, ihr könnt nicht hier sein und unsere arische Welt beschmutzen. Wir hatten auch eine Mathelehrerin, eine ältere Lehrerin, die in diesem Zusammenhang den unangenehmen Namen Heiland trug. Sie war der schlimmste Nazi, den ich je getroffen habe. Wir jüdischen Kinder mussten getrennt hinten im Klassenzimmer sitzen, wir waren nur zu zweit, also gab es eine Bank. Im Matheunterricht wurden wir nie gefragt, außer wenn sie sah, dass wir es nicht konnten. Dann wurden wir natürlich gefragt und verspottet. Wenn wir schriftliche Arbeiten hatten – Schreiben oder Hausaufgaben – ging sie immer durch die Klasse, um sich die Aufgaben anzusehen. Wenn sie zu unserer Bank kam, der „Judenbank“, wandte sie ihr Gesicht ab, hielt sich manchmal die Nase zu und berührte unsere Hefte mit den Fingerspitzen, um zu zeigen, wie sehr sie sich anstecken ließ, wenn sie ein von einem jüdischen Kind geschriebenes Heft berührte.

Nach der Radiosendung wurde meine Mutter von einer Frau namens Ilse Hultan kontaktiert, die in Mainz aufgewachsen ist. Ihr Vater war Jude, aber ihre Eltern waren geschieden. Sie sagte, dass auch sie die Lehrerin Heiland gehabt habe und bestätigte, was meine Mutter erlebt hatte. „Sie hat mich nicht angeschaut, wenn ich geantwortet habe. Sie hat auch nicht auf meine Hefte geschaut. Sie ist vorbeigegangen. Sie hatte ein großes Parteischild an, das war ungewöhnlich.“



v.l.n.r.: Ruth Formanek, geb. Löwenstein, Günther, Kurt, und Selma Herz sowie Tante Lisbeth  
Mitte der 30er Jahre in Bingerbrück. Foto: Kaj Schueler

Auch Hilde Groß, die noch in derselben Klasse wie meine Mutter war, erinnert sich, dass Lehrerin Heiland energisch zum Rednerpult marschierte, den Arm ausstreckte und „Heil Hitler“ rief. Die Kinder waren das nicht gewöhnt und reagierten nicht darauf. „Noch einmal, und jetzt laut und eindringlich, Heil Hitler“. Und so ging es weiter, Tag für Tag, und die Kluft zwischen meiner Mutter und Hilde wuchs. Hilde wagte es kaum, sie anzusehen, wo sie leichenblass auf ihrer Bank hinten saß. Sie spielten nicht mehr, sie machten nicht mehr gemeinsam die Hausaufgaben und sie holte meine Mutter morgens nicht mehr ab.

Obwohl eine Lehrerin wie Fräulein Heiland den Ton unter den Kollegen und in der Schule angab, setzte sich der Schulleiter für die jüdischen Kinder ein.

Er versuchte, sie zu schützen und sagte, sie könnten zu ihm kommen, wenn es zu schwierig würde. Aber der Schulleiter war machtlos gegen die Partei, die immer im Hintergrund lauerte, aber „es war sehr ungewöhnlich und sehr schön für uns zu wissen, dass jemand den Mut hatte, es zu tun“, sagte Mama.

## EXTREME ISOLATION



Ruth Herz in den Binger Rheinanlagen, ca. 1937. Foto: Kaj Schueler

In den nächsten Jahren wurde die nationalsozialistische Revolution in immer schnellerem Tempo umgesetzt. Alle Arten von diskriminierenden Gesetzen gegen die Juden wurden schnell und effektiv angewandt. Hass und Drohungen durchdrangen alte Geschäftsbeziehungen, Freundschaften und Nachbarschaften. In einem kleinen Dorf gab es kein Versteck mehr. Meine Mutter erfuhr, dass sie und die anderen jüdischen Schüler in den Jahren 1936 und 1937 nicht mehr ins Schulkindergarten oder ins Schwimmbad gehen durften. Das galt auch für die Freizeit, denn Schilder verkündeten, dass dies für Juden verboten war.

Ab 1933 wurde die Familie extrem isoliert. Der nationalsozialistische und antisemitische Druck war so stark, dass Nachbarn, Freunde, Geschäftspartner

und andere den Kontakt mit der jüdischen Familie nicht mehr wagten. Hilde Groß hat dies bezeugt. Mehrmals wurden im Wohnhaus Fensterscheiben eingeschlagen, und für meinen Großvater wurde es immer schlimmer. Schließlich wurde die Bevölkerung aufgefordert, nicht mehr bei jüdischen Geschäftsleuten einzukaufen. Nun hatte die Familie nur noch mit sehr wenigen jüdischen Familien zu tun.

## POGROMNACHT 1938

Die Reichspogromnacht 1938, oder wie die Nazis sie nannten, die Reichskristallnacht, war weder der Anfang noch der Höhepunkt der Judenverfolgung in Deutschland. Sie war jedoch umfassender als frühere Pogrome und gab einen klaren Hinweis auf das, was in Zukunft geschehen könnte. Das Pogrom zeigte

der nationalsozialistischen Führung auch, dass das deutsche Volk anpassungsfähig war. Die Aktion rief nur gelegentlich Proteste hervor, und nur sehr wenige griffen ein, um jüdisches Leben und Eigentum zu schützen.

Die Rein-und Nahe-Zeitung (RNZ) gab das zentral gesteuerte Bild der Geschehnisse wieder, das zum Pogrom geführt hatte. Schon in den Schlagzeilen werden die Juden beschuldigt:

8. November: Jüdisches Attentat in der Deutschen Botschaft in Paris;
9. November: Mordanschlag der Juden;
10. November: Die Feier des 9. November. Bingen ehrt die toten Helden des 9. November 1923.

Wenige Tage später wird auch festgestellt, dass die Schulen judenfrei sind, alle jüdischen Schüler sind vertrieben worden.

In Bingen lag dichter Rauch über der Stadt. Die Synagoge brannte und junge Männer in Zivil warfen Gegenstände aus den Fenstern. Später wurde behauptet, dass es sich bei den Tätern um SA-Männer aus Offenbach und Frankfurt handelte, während die örtlichen Nazis in diesen Städten selbst aktiv waren. Die Täter waren also für die Bewohner nicht zu erkennen, ebenso wie die uniformierten und zivil gekleideten Männer, die das Haus meiner Mutter angriffen.

Nach dem Krieg sollte sich jedoch bei den Prozessen gegen führende Nazis der Stadt herausstellen, dass mehrere lokale Größen an den Pogromen in den Synagogen und in den Wohnungen einzelner Juden beteiligt gewesen waren. Obwohl die Angeklagten nicht wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt werden konnten, wie es die Anklage vorsah, deuten die meisten Beweise darauf hin, dass sie auf die eine oder andere Weise beteiligt waren, zum Beispiel durch die Verhinderung von Rettungsaktionen. Es gab keine technischen Beweise und Augenzeugen waren nach dem Krieg aus offensichtlichen Gründen schwer zu finden.

Es dauerte zwei Tage bis die Synagoge zerstört war, da es einigen Gemeindegliedern zunächst gelang, das Feuer zu löschen. Am nächsten Tag kehrten die Nazis zurück und setzten ihr Werk fort. Ein großer Teil der Synagoge wurde niedergebrannt. Die Gemeindeglieder konnten nur hilflos zuschauen – gleichzeitig versammelten sich über hundert Binger Bürger vor Ort, um die Schäden zu begutachten. Nur ein Skelett der Synagoge blieb als Erinnerung

und düstere Vision der Zukunft übrig. Obwohl die Nazis und die neuen Eigentümer des Geländes, der Winzerverein, das Gelände räumen wollten, verhinderten die Kosten und der Krieg dies. Selbst die Bomben der Alliierten am Ende des Krieges konnten die Synagoge nicht vollständig zerstören. Die Ruinen blieben bis in die 1970er Jahre stehen, als ein Wohnhaus auf dem Gelände errichtet wurde.

Der erhaltene rechte Flügel wurde jedoch renoviert und 1983 wurde eine Gedenktafel an der Wand angebracht, die kurz die Geschichte des Ortes erläutert. Seit 2010 wurde ein sogenanntes Erinnerungs- und Gedenkzentrum eingerichtet, in dem man sich zu Vorträgen, traditionellen Feiern und Diskussionen treffen kann. Im selben Jahr wurde zum ersten Mal seit 73 Jahren ein jüdisches Fest – Chanukka – in der „Synagoge“ gefeiert.

Das Novemberpogrom löschte alle Hoffnungen derjenigen Juden aus, die lange Zeit geglaubt hatten, dass ein vernünftiges Deutschland sich den Judenverfolgungen entgegenstellen würde. Als meine Großmutter im Radio hörte, dass der deutsche Legationsrat vom Rath in Paris seinen Schussverletzungen erlegen war, waren sie und ihre Familie auf alles gefasst, was passieren konnte. Was, wussten sie nicht, aber dass sie auf die eine oder andere Weise betroffen sein würden, ahnten sie. Dann erklärte sie meiner Mutter und ihrem Bruder, dass es jetzt für ihre Eltern am besten sei, nicht im Schlafzimmer zur Straße hin zu schlafen, sondern im Zimmer zum Hof hin. Sie hatten schon einmal erlebt, dass das Haus mit Steinen beworfen und Fenster eingeschlagen wurden.

Und tatsächlich wurden die Fenster zur Straße hin in der Nacht eingeschlagen. In der Radiosendung erzählt meine Mutter weiter, was an diesem Tag geschah.

„Früh am Morgen, noch bevor wir richtig angezogen waren – ich erinnere mich, dass meine Mutter einen dunklen Unterrock und einen Pullover trug –, brachen plötzlich Leute in unser Haus ein. Wir hatten ein zweistöckiges Haus und im unteren Stockwerk wohnten meine Großeltern (...). Mein Großvater war ein religiöser Jude, der morgens in der Küche stand und sein Morgengebet sprach. Dann kamen Leute mit Äxten herein und warfen alle Möbel um und zerschlugen sie mit Äxten. Er betete ungerührt weiter. Wir selbst, meine Mutter, mein jüngerer Bruder und ich, waren oben in unserer Küche, und als wir den Mob kommen hörten, schlossen wir uns ein. Wir haben versucht, die Polizei anzurufen, aber die hat einfach aufgelegt. Dann gingen wir auf die Straße, um Hilfe zu rufen, denn in dieser Gemeinde hatten meine Mutter und



meine Großeltern ihr ganzes Leben lang gelebt, aber die Menschen standen einfach nur da, entweder ungerührt oder mit Schadenfreude und Gleichgültigkeit, und sahen zu, was sie taten.

Natürlich fühlten wir uns unseres Lebens bedroht, also liefen wir weg und flüchteten ins benachbarte Bingen. Dort mussten wir bei Verwandten unterkommen, und wir hatten den ganzen Tag Angst, dass sie auch dorthin kommen würden.“

Der Moderator fragte sie, ob sich einer ihrer christlichen Freunde für sie eingesetzt hat.

„Nein, nicht ein einziger. Das mag jetzt sehr schwer zu verstehen sein. Sicher, unsere christlichen Nachbarn und früheren Freunde waren sehr feige, aber sie hatten es auch sehr schwer. Für christliche Nachbarn war es tatsächlich mit großen Gefahren verbunden, sich für uns einzusetzen, denn jemand könnte sie anzeigen und sie selbst könnten dafür ins Gefängnis kommen. Es kam, wie Sie vielleicht gehört haben, nicht nur in einem, sondern in vielen Fällen vor, dass Kinder, die Mitglieder der HJ waren, zur Aufsicht über ihre Eltern eingesetzt wurden und es ist vorgekommen, dass deutsche Väter ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager gekommen sind, weil ihre Mädchen oder Jungen darüber gesprochen haben, was ihre Väter getan hatten. In einem kleinen Dorf brauchte man viel, viel Mut, um seine Sympathie gegenüber den jüdischen Familien zu zeigen, und leider hatten sie diesen Mut nicht.“

Das Haus meiner Mutter war kaputt und unbewohnbar. Die Holztreppe wurde abgerissen, Möbel und das Klavier wurden aus den Fenstern geworfen und auf die Straße geschleudert. Dies geschah, wie meine Mutter schreibt, „mit barbarischem Vergnügen“. Unter den Papieren, die meine Mutter hinterlassen hat, finde ich einen Ordner mit der Aufschrift „Wiedergutmachung“. Die Dokumente stammen aus den späten 50er und frühen 60er Jahren. Meine Mutter und ihre Brüder haben vom westdeutschen Staat eine Entschädigung für die Zerstörung ihres Elternhauses, die Deportation und den Tod ihrer Eltern und für die Tatsache, dass sie selbst der ihnen zustehenden Bildung beraubt wurden, gefordert. Nach mehrjährigem, umfangreichem Schriftverkehr mit dem westdeutschen Staat und der United Restitution Organisation LTD (URO) und mit Hilfe von Anwälten wurde meiner Mutter und ihren Brüdern eine gewisse finanzielle Entschädigung zugesichert, die jedoch weit hinter dem Leid und den Verlusten zurückblieb. Um die Ereignisse und Schäden zu

veranschaulichen, erzählte meine Mutter, was passiert ist, und erstellte eine detaillierte Liste der Besitztümer im Haus, die entweder zerstört oder gestohlen wurden. Raum für Raum beschreibt sie die Einrichtung des Hauses vor dem Novemberpogrom 1938:

### Männerzimmer

Bücherregal mit etwa 200 Büchern

Schreibtisch

Ledersessel Schälslong (Chaiselongue)

Tisch mit vier Stühlen

Stehlampe und Deckenbeleuchtung

Echter Perserteppich, etwa 12 Quadratmeter

Zwei Ölgemälde

Vorhänge und Ofen (zwei Fenster)

### Das Wohnzimmer

Ein Klavier

Ein Radio (1936 gekauft) Siemens

Ein Sofa

Ein gepolsterter Sessel

Ein Tisch mit vier Stühlen

Ein echter Perserteppich, etwa 8 Quadratmeter

Ein Ölgemälde, zwei Aquarelle

Eine Stehlampe und eine Deckenleuchte

Vorhänge, Kamin (ein großes Fenster)

### Esszimmer

Ein Buffet mit sechs antiken Zinntellern und zwei Krügen

Ein Schrank

Ein Tisch mit sechs Stühlen

Zwei Korbsessel

Ein Teppich (Wilton)

Eine Standuhr

Deckenbeleuchtung, Kamin, Vorhänge (ein Fenster)

### Das Schlafzimmer der Eltern

Zwei Betten mit Federkernmatratzen, Daunendecken und Daunenkissen, Seidenbettdecke

Zwei Nachttische mit Lampen

---

Ein Kleiderschrank mit Spiegel

---

Eine Kommode für die Wäsche

---

Ein Frisiertisch aus Marmor

---

Zwei Fußmatten, Deckenbeleuchtung, Vorhänge (zwei Fenster), Kamin

---

### Schlafzimmer für zwei Söhne

---

Zwei Betten mit Federkernmatratze, Bettdecke und Daunenkissen

---

Zwei Nachttische mit Lampen

---

Ein Kleiderschrank

---

Ein Schreibtisch, zwei Stühle

---

Bücherregal mit etwa fünfzig Büchern

---

Eine Kommode für die Wäsche

---

Vorhänge (zwei Fenster), Deckenbeleuchtung, Kamin

---

### Schlafzimmer für die Tochter

---

Ein Bett mit Federkernmatratzen, Daunenbettdecke, Daunenkissen

---

Ein Nachttisch mit Lampe

---

Ein Kleiderschrank

---

Eine Kommode für die Wäsche

---

Ein kleiner Tisch mit Stuhl

---

Ein Bücherregal mit etwa fünfundzwanzig Büchern

---

Vorhänge (ein Fenster), Deckenbeleuchtung, Kamin

---

### Küche

---

Ein großer Küchenschrank

---

Zwei Küchentische mit sechs Stühlen

---

Gasherd

---

Kohleherd

---

Küchenutensilien, Deckenbeleuchtung, Vorhänge (ein Fenster) Geschirr – feines Tafelgeschirr für zwölf Personen, Alltägliches Tafelgeschirr für zwölf Personen, feines Kaffeegeschirr für zwölf Personen, Alltägliches Kaffeegeschirr für zwölf Personen, ein Teeservice

---

Besteck – Silberkasten für zwölf Personen mit Messern, Gabeln, Löffeln, Kaffeelöffeln, Kuchengabeln, Fischbesteck, Dessertbesteck

---

Kristallgläser für zwölf Personen – Rotweingläser, Weißweingläser, Sektgläser, Likörgläser, Wassergläser

---

Bettwäsche – drei Dutzend Laken, drei Dutzend Bettbezüge, vier

---

Kopfkissenbezüge

---

---

Tischwäsche – ein Dutzend Damasttischdecken, ein Dutzend kleinere Damasttischdecken, sechs bunte Kaffeetischdecken, vier Dutzend Damastservietten

---

Handtücher – vier Dutzend Küchenhandtücher, zwei Dutzend Leinenhandtücher, zwei Dutzend Frotteehandtücher, sechs Badetücher

---

Ein Electrolux–Staubsauger

---

Ein Herrenfahrrad

---

Ein Damenfahrrad

---

Kleidungsstücke für zwei Erwachsene und zwei Kinder

---

Weinkeller mit etwa zweihundert Flaschen Rheinwein

---

### Der Laden

---

Ein Tresor

---

Zwei Schreibtische

---

Eine Schreibmaschine

---

Drei Stühle

---

Ein Lastwagen

---

Ein Kohlenwagen

---

Ein Kohlenlager, dessen Größe wir nicht kennen

---

Was sie schreibt, entspricht den Tatsachen, aber wie hat es sich für sie angefühlt, vor ihrem inneren Auge die Rücksichtslosigkeit des Mobs, die schweigenden Zuschauer und den Horror zu erleben? Und nun eine Entschädigung für etwas zu verlangen, das nicht durch Geld ersetzt werden kann? Das konnte meine Mutter nicht beschönigen, und so ging sie wahrscheinlich mit einer Mischung aus Wut, Abscheu vor der Feigheit und eindringlicher Traurigkeit an diese Aufgabe heran.

Aus dem Bericht meiner Mutter geht auch hervor, dass mein Großvater am Morgen in sein Geschäft gegangen war. Dort wurde er von den Nazis verhaftet und abgeführt, wahrscheinlich bevor oder gleichzeitig mit dem Angriff auf die übrige Familie und ihr Eigentum. Er sollte in das Konzentrationslager Dachau gebracht werden, wurde aber nach sechs Tagen wegen seines schlechten Gesundheitszustands entlassen. Er war zusammengebrochen und in einem so schlechten Zustand, dass er nicht allein nach Hause gehen konnte. Meine Mutter musste in ihrem verzweifelten Zustand in den Zug steigen und nach Frankfurt fahren, um ihn nach Hause zu holen. Mein Großvater war ein gebrochener Mann, er hatte alles verloren und hat sich nie wieder richtig davon erholt. Nach diesem Tag wurde er auch seines Geschäfts beraubt.

Die Familie – eine der letzten jüdischen Familien des Dorfes – konnte nicht mehr nach Hause zurückkehren. Sie hatten Zuflucht bei Verwandten in der Binger Innenstadt gefunden. Dort verabschiedeten sie sich auch von Cousine Ruth, ihrer Mutter und ihrem Bruder, die das Land in Richtung USA verließen. Sie sollten auf einem amerikanischen Schiff, der Manhattan, reisen, das am 16. November 1938 in Hamburg ablegte. Jetzt, nach den Ereignissen der letzten 24 Stunden, wollten sie Bingen mit all ihren Habseligkeiten schnellstens verlassen. Der Zug, der sie nach Hamburg bringen sollte, fuhr in Bingerbrück ab, und als letzte Demütigung weigerten sich die Taxis, sie mitzunehmen. Sie mussten die fünfzehn oder zwanzig Minuten, die sie mit ihrem großen Gepäck zum Bahnhof brauchten, zu Fuß gehen. Aber sie schafften es. Es muss ein schwerer Abschied für meine Mutter gewesen sein, deren Aussichten, Deutschland zu verlassen, wenig erfolgsversprechend aussahen.

Meine Großmutter, meine Mutter und Kurt konnten vorübergehend bei Verwandten wohnen, bevor sie eine Wohnung in der Martinstraße 5 bekamen. Irgendwann später im gleichen Jahr waren sie auch gezwungen, das Haus in Bingerbrück, angeblich wegen der Umstände, zu verkaufen. Natürlich für eine Summe, die nicht dem tatsächlichen Wert der Immobilie entsprach.

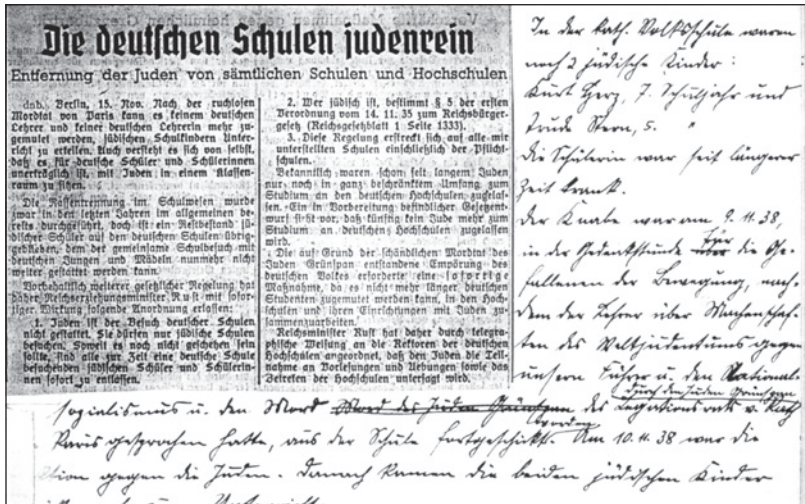
Jetzt und in den folgenden Jahren versuchten meine Großeltern alles zu tun, um Deutschland zu verlassen – sie wollten in die USA gehen, wo mein Großvater fünfzig Jahre zuvor geboren worden war.

In der Radiosendung wurde meine Mutter gefragt, wie es mit der Schulbildung der jüdischen Kinder nach dem Novemberpogrom aussah. Sie durften nur noch jüdische Schulen besuchen, und in kleineren Städten wie Bingerbrück/Bingen gab es keine.

„Die nächstgelegene jüdische Schule war in Frankfurt, und das war siebzig Kilometer von zuhause entfernt, was bedeutete, dass wir bei jemandem hätten unterkommen müssen, und meine Eltern, die nach der Kristallnacht auch ihr Geschäft nicht behalten durften, konnten es sich nicht leisten, uns woanders hinschicken. Wir hatten überhaupt keine Rechte“, sagte meine Mutter.

Die Schulzeit meiner Mutter war von Antisemitismus geprägt. Sie wurde gezwungen, das Lyzeum zu verlassen und kam dann auf eine Hauswirtschaftsschule, die sie aber nach einem Jahr auch verlassen musste. 1938 hatte sie ihrer Mutter im Haushalt geholfen, als „das Nazi-Regime es mir unmöglich

machte, einen Beruf zu erlernen“. Sie wollte eine Ausbildung zur Lehrerin machen. Ihr jüngerer Bruder Kurt war noch schulpflichtig. Er war in der siebten Klasse der katholischen Volksschule, wurde aber zwangsversetzt. Die Bingerbrücker Schulchronik berichtet, dass er am 9. November in der Schule war und an einer Gedenkfeier für die Gefallenen des Hitler-Putschversuchs von 1923 teilnahm: „Nachdem der Lehrer die Intrigen des Weltjudentums gegen den Führer und den Nationalsozialismus erläutert hatte“, wurden Kurt und ein jüdischer Kamerad nach Hause geschickt. „Der 10. November 1938 war der Tag der Aktion gegen die Juden. Deshalb kamen die beiden jüdischen Kinder nie wieder in den Unterricht.“



Diese Aufzeichnungen entstammen dem Schulprotokoll der katholischen Volksschule in Bingerbrück und belegen, dass nach der Pogromnacht Kurt Herz nicht mehr zum Unterricht zurückkehrte. Quelle: Heimatverein Bingerbrück

In einem der Gespräche, die sich an meinen Besuch in Bingerbrück 2007 angeschlossen, erzählte mir eine ältere Dame – damals ein neunjähriges Mädchen –, wie sie am Morgen nach dem Novemberpogrom an der Schloßstraße 2 vorbeigekommen war und gesehen hatte, wie Einrichtungsgegenstände, Hausrat und Möbel auf die Straße geworfen und zerstört wurden. Damals habe niemand etwas unternommen, um einzugreifen.

Heute erinnern dort Gedenksteine an das Leben und das Schicksal von meiner Großmutter und meinem Großvater. Auch Hilde Groß schreibt über das

Novemberpogrom: „Das Haus des Kohlenhändlers Herz sah aus wie eine offene blutige Wunde. Die Fenster waren zertrümmert. Rotes Bettzeug hing aus den Fenstern. Aufgerissen. Weiße Daunenfedern wehten im Wind. Zerschlagene Möbel lagen auf der Straße.“

Im Sommer 1937 war der ältere Bruder meiner Mutter, Günther, aus gesundheitlichen Gründen bereits zu dem Bruder meines Großvaters, Berthold Goldschmidt, gezogen. Er lebte und arbeitete schon seit langem in Schweden. Günther hatte in Stockholm Ingenieurwissenschaften studiert. Könnten auch die beiden jüngeren Geschwister Deutschland in Richtung Schweden verlassen? Dort würden die Kinder darauf warten, dass ihre Eltern die Genehmigung zur Ausreise in die Vereinigten Staaten erhalten, damit die Familie wieder zusammengeführt werden konnte.

## KINDERTRANSPORTE

Nach dem Novemberpogrom hat Schweden auch einige Schritte von seiner restriktiven Haltung gegenüber Ausländern zurückgenommen. Schweden und einige andere Länder – Großbritannien, die Niederlande, Frankreich, die Vereinigten Staaten – eröffneten jüdischen Kindern unter 16 Jahren die Möglichkeit, Deutschland mit den so genannten Kindertransporten zu verlassen. 500 deutsche Kinder fanden Zuflucht in Schweden. Insgesamt wurden etwa 20 000 deutsch-jüdische Kinder auf diese Weise gerettet, die meisten von ihnen kamen nach Großbritannien.

Bei vielen dieser Transporte handelte es sich um organisierte Reisen mit großen Gruppen von Kindern, die dann in den jeweiligen Ländern in die Obhut von Gastfamilien gegeben wurden. Die meisten dieser Kinder hatten keine Verwandten oder andere natürliche Bindungen zu dem Land. Für Kurt und meine Mutter war es ein wenig anders.

Der Bruder meines Großvaters war bereit, meiner Mutter und ihrem jüngeren Bruder zu helfen, damit sie nach Schweden kommen konnten. In einem Brief vom 29. November 1938 schreibt meine Mutter hoffnungsvoll nach Stockholm: „Glaubst du, dass es für Kurt und mich wirklich funktionieren könnte?“ Und es ist nicht zu übersehen, wie ungeduldig meine Mutter war, der Gesellschaft zu entfliehen, die ihr so sehr zuwider war.

29.11.1938, Burggraben 1, Bingen

“ *Meine Lieben, heute will ich auch mal wieder an Euch schreiben. Die Bilder haben wir sofort machen lassen, da wir keine mehr hatten. Meines ist ziemlich schlecht, aber nochmal machen lassen ist uns zu teuer. Meint Ihr, daß es klappen wird für Kurt u. mich? Hoffentlich! Kann man dazu jetzt schon irgendetwas unternehmen? Ich meine z. B. Geburtsschein besorgen, etc.? – Kurt u. ich schlafen jetzt schon bald 3 Wochen bei Schildhausens. Warum bist Du, lb. Günther eigentlich so schreibfaul? Ich habe gar keinen Sinn zum Schreiben, deshalb nur noch viele herzl. Grüße von Eurer Ruth*

Auch die Eltern waren von den neuen Möglichkeiten für die Kinder begeistert. Vor allem glaubten sie, dass sie mit weniger Bürokratie leichter an ihr Visum für die USA kommen würden. Der erste Brief stammt von meiner Großmutter, der zweite von meinem Großvater:

“ *Meine Lieben, viel Briefe von Euch Lieben habe in letzter Zeit gelesen & ich kann mich z. Z.[zur Zeit] so schlecht zum Schreiben bringen. Die Bilder sind nicht gut, aber ich habe keine Lust noch mal Geld auszugeben. Meint Ihr denn es käme zum klappen? Es wäre mir ja so lieb, weil man dann später nur mit einer Behörde wegen der Auswanderung zu tun hatte[hätte]. L. Günther Du schreibst ja so wenig, bist Du in der Schule so beschäftigt oder was ist los. Wir freuen uns doch immer D. Handschrift zu sehen. Unsr Freuden sind z. Z.[zur Zeit] doch so klein. Aber wir wollen Gott danken, daß wir gesund sein[sind]. Harry v. Holland schreibt auch wegen den Kindern, wollen mal sehen, wo es zuerst klappt. Ihr Lieben habt viel Laufereien in letzter Zeit & G.L.[Gott Lob] auch z. Z.[zur Zeit] von Erfolg. Wir sind immer noch bei Onkel & Tante, aber diese Woche hoffen noch ganz in unsre neue Wohnung Martinstr. 5 einziehen zu können. Empfängt noch alle herzl. Grüße & Küsse*

*Eure Selma, Mutti & Tante*

*Meine Lieben!*

“ *Zur Zeit bin ich beschäftigt die Reste meiner Lager zu räumen. Bis nächste Woche denke ich fertig [zu] sein. Mein Haus ist soweit*



*verkauft und ... der Ackt[Akt] nächste Woche vielleicht gemacht. L. Le... geht nicht mehr nach Bingerbrück zurück. Ich ... mir nur Anzüge, neue Hüte, neue Mäntel und neue Bettwäsche kaufen, wenn wir auswandern. Empfängt die besten Grüße & Küsse Hermann*

Das große Problem für die Juden war vielmehr – wie im Falle meiner beiden Großeltern – dass kein Land sie aufnehmen wollte.

Meine Mutter und Kurt erhielten am 10. Dezember 1938 ihre Aufenthaltsgenehmigung in Schweden. Es war die Ausländerbehörde des Nationalrates für Soziales und Gesundheit (Socialstyrelsen), die die Erlaubnis mit der Begründung erteilte, dass sie „von einem Verwandten oder einer anderen Person betreut werden, die versprochen hat, für ihren Unterhalt und ihre Ausbildung zu sorgen“. Dies war eine Standardformulierung, die auch vom Hilfsausschuss der Jüdischen Gemeinde in Stockholm unterstützt wurde.

Sie wollten so schnell wie möglich ausreisen und verließen Bingerbrück am 9. Januar 1939. Sie fuhren allein, das heißt, ihre Reise war nicht Teil eines organisierten Kindertransports, obwohl ihre Aufenthaltsgenehmigung auf diese Quote angerechnet wurde. Wie sie nach Stockholm gekommen sind, konnte nicht ermittelt werden. Entweder fuhren sie über Hamburg und Dänemark nach Schweden, oder sie fuhren über Frankfurt, Berlin, Sassnitz und Trelleborg, was die übliche Route für die umfangreicheren Kindertransporte ab Frankfurt im Laufe des Jahres 1939 war. In der 1979 ausgestrahlten Fernsehsendung fragte Herbert Söderström meine Mutter, wie sie nach Schweden gekommen sei: „Du bist im Januar 1939 im Alter von 15 Jahren hierhergekommen. Mit ein paar Monaten Vorsprung – sonst wärst du wahrscheinlich nicht hierhergekommen.“

Ruth: „Ja, genau einen Monat, denn nach der Kristallnacht nahmen einige europäische Länder, darunter auch Schweden, Kinder im Alter von zwei bis sechzehn Jahren auf – und ich war kurz davor, 16 zu werden und schaffte es, in einen dieser Kindertransporte zu kommen, weil ich Verwandte hier in Schweden hatte. Die Deutschen versuchten bis zum letzten Moment, mir entweder Angst einzujagen oder es wirklich zu verhindern, indem sie meinen Pass nicht herausgaben. Ich erinnere mich, dass ich jeden Tag zu den Behörden gehen und sagen musste, dass ich meinen Pass haben musste, sonst würde ich nicht mitkommen. Erst ein paar Tage vor der geplanten Abreise bekam ich meinen Pass.“

## DER LETZTE BRIEF

Meine Großmutter und mein Großvater lebten in der Hoffnung, in die Vereinigten Staaten auszuwandern, und gaben diese Hoffnung an ihre Kinder weiter. Dort, oder auf dem Weg dorthin, würde die Familie wieder vereint werden. Es ist nicht schwer zu verstehen, dass man, wenn die Dunkelheit über das Leben hereinbricht, versuchen muss, sich an eine Art Hoffnung zu klammern – auch wenn man in seinem Innersten weiß, dass sie sich nicht erfüllen wird.

Man weiß nicht, was die Alternative ist, wenn man das Land nicht verlassen kann, in dem man als Schädling angesehen wird, der täglich dem Abscheu des Regimes und der Massen ausgesetzt ist. Selbst in Deutschland – in den Jahren 1939–1941 – im Zentrum des Geschehens, war es schwer vorstellbar, was passieren würde, wenn man es nicht schafft, das Land zu verlassen. Dass man wegen seiner Religion oder Volkszugehörigkeit in einem Vernichtungsfeldzug ermordet werden würde, war natürlich nicht vorstellbar.

Doch im Spätherbst 1940, als die Deutschen in ihr zweites siegreiches Kriegsjahr eintraten, gab es bereits Anzeichen dafür, dass die Eltern in eine grausame Falle geraten waren. Die Freundin der Familie, Ella, die damals in Baden lebte, wurde wahrscheinlich am 22. oder 23. Oktober zusammen mit Tausenden von Juden in das Konzentrationslager Gurs in Südfrankreich deportiert (es ist nicht bekannt, was danach mit ihr geschah). Die Eltern informierten die Kinder in Schweden, und die Worte „Ella“ und „Baden“ wurden in der künftigen Korrespondenz zu Codewörtern für die Deportation. Einer der Briefe an meine Mutter und Günther ist undatiert, aber darin bringen meine Großmutter und mein Großvater ihre große Angst zum Ausdruck, dass sie nun an der Reihe sind, deportiert zu werden. Er enthält Sätze darüber, dass sie bald nicht mehr schreiben können und dass sie bald nach Ella aufbrechen werden. Meine Großmutter wird ihnen die Adresse schicken. Sie bittet sie, gut auf Kurt aufzupassen und endet mit einem schicksalhaften Abschied: „Ich hoffe, dass es euch weiterhin gut geht und ihr gut lebt“.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1941 bis zur Deportation im März 1942 gab es einen Rückschlag nach dem anderen. Dies zeigt sich auch in dem zunehmend resignativen und nachdenklichen Ton der Briefe aus Bingen. Dies gilt insbesondere für die Briefe meiner Großmutter, wie zum Beispiel den vom 24. November 1941:

24.11.1941

Selma an Kinder

Meine lieben Kinder,

„ es ist halb 10 Uhr Abend und alles hat sich schon in seine Gemächer zurückgezogen. Ich habe noch keine Lust schlafen zu gehen, Will mich lieber ein bisschen mit Euch unterhalten. Habt herzlichen Dank für Euren 8-seitigen Brief und habt Ihr, besonders Du liebe Ruth, Euch mal richtig ausgeschrieben. Ihr glaubt nicht, wie froh mich dies macht und ist es mir selbstverständlich immer recht, wenn Ihr über alles schreibt, auch über das was Ihr evtl. hier nicht richtig gefunden habt, das würde mich besonders interessieren. Ich glaube, wenn ich heute über so manches nachdenke, ich hätte verschiedenes anders machen sollen. Andererseits hoffe ich doch bestimmt, dass was Eure Erziehung anbelangt wir voll und ganz unsre Pflicht getan haben. Glaubst ja, es war oft sehr schwer bei Papa's Leiden so für die Familie zu sorgen. Das konnte man Euch Kindern auch nicht immer so sagen.

Ich nehme an, es war ihnen nun klar, dass sie Deutschland nicht verlassen konnten. Die Situation hatte sich auch schnell verschlechtert. Im September 1941 kam der Erlass, dass alle Juden in Deutschland und den besetzten Gebieten den sogenannten Davidstern („Judenstern“) tragen mussten. Ein gelber Stoffstern mit dem Wort Jude, der auf die linke Seite der Brust auf die Oberbekleidung genäht werden musste. Der nächste tödliche Schlag kam am 23. Oktober 1941, als Heinrich Himmler beschloss, dass keine Juden unter 60 Jahren mehr aus Deutschland auswandern durften. Damit änderte sich die Politik der Nationalsozialisten gegenüber den Juden, die bis dahin das Land – wenn auch unter unwürdigen Bedingungen und ohne Recht auf Rückkehr – verlassen konnten, weil sie der Meinung waren, dass sie ihre Situation selbst regeln konnten. Sie suchten nach sogenannten territorialen Lösungen sowohl in Europa als auch in Madagaskar. Bei der Planung des Angriffs auf die Sowjetunion gab es auch die Idee, in der eroberten Sowjetunion ein gigantisches Lager für Juden einzurichten. Mit der Errichtung von Konzentrationslagern, Ghettos und Vernichtungslagern auf vornehmlich erobertem polnischem Boden hatten sich auch die Vorstellungen über die Endlösung der Judenfrage zu konkretisieren begonnen. Bereits im Herbst 1939 versuchte das NS-Regime, im Bezirk Lublin in Südpolen ein „Judenreservat“ einzurichten. Nach anfänglichen



Ruth Herz und ihr Bruder Günther mit deren Onkel Berthold in Bingerbrück.  
Foto: Kaj Schueler

logistischen Problemen bei der groß angelegten Zwangsumsiedlung von Menschen richteten die Deutschen 1942 eine Organisation für die Deportation und Ermordung von Juden ein. Zu dieser Zeit fand auch die berühmte Wannseekonferenz statt, auf der die Vernichtung der Juden selbst koordiniert und organisiert werden sollte.

Am 15. November 1941 kam ein resignierter Brief von Onkel Berthold an meine Mutter und Günther. Alles war zum Stillstand gekommen. Die Macht war zu groß, die Gleichgültigkeit der Gesellschaft erdrückend. Er hatte seinen Eltern nicht helfen können und die Aussichten für meine Großeltern waren äußerst düster. Meine Mutter und Günther hatten wohl aus Briefen von zu Hause, aus aufgeschnappten Gerüchten und aus dem Lesen zwischen den Zeilen in den Nachrichten aus der alten Heimat verstanden, dass die Lage ziemlich hoffnungslos war.

“ Wir haben Euren Brief gestern zusammen mit dem beiliegenden Brief aus Bingen erhalten. Wir hatten schon gehört, dass Menschen unter sechzig Jahren das Land überhaupt nicht verlassen dürfen. Aber es ist sinnlos, dass Sie etwas für Ihre Eltern tun. Was Großmutter und Großvater betrifft, so habe ich mich mit dem Anwalt in Berlin in Verbindung gesetzt. Aber ich habe keine große Hoffnung, dass er zu einem positiven Ergebnis kommen wird. Wir hören jeden Tag, dass Bekannte aus Frankfurt, Köln, Düsseldorf und Hamburg abgeschoben werden. Die Leute werden nachts abgeholt, damit ihre Umgebung nichts merkt. Da es deinem Vater nicht gut geht, gehe ich davon aus, dass deine Eltern verschont bleiben. Ich habe gehört, dass zumindest kranke Menschen nicht abgeholt werden. Es ist deine Pflicht, deinen Eltern so oft wie möglich zu schreiben, damit sie wenigstens ein wenig Freude und Abwechslung haben. Als Kinder habt ihr diese elementare Pflicht lange Zeit vernachlässigt, so dass eure Eltern viel Ärger und viel Unbehagen hatten. Seht zu, dass Ruth auch regelmäßig schreibt.

*Herzliche Grüße von Deinem Onkel Berthold*

## „BESUCH BEI ELLA“

Meine Großmutter war nun 44 und mein Großvater 53 Jahre alt. Obwohl sie noch nicht genau wussten, wie, war ihr Schicksal besiegelt, und in einem späteren Brief schrieben sie, dass sie Ella besuchen würden, was ein Signal für die Kinder war, was kommen würde.

Anfang Januar 1942 waren bereits drei Jahre vergangen, seit meine Mutter und ihr Bruder Kurt ihre Eltern in Deutschland verlassen hatten. Ihren ältesten Sohn Günther hatten sie seit viereinhalb Jahren nicht mehr gesehen. Darauf weisen auch einige wehmütige Zeilen hin, die mein Großvater und meine Großmutter an ihre Kinder schrieben. Ihr einziger Wunsch war, dass sie oft schreiben würden: „Ich freue mich schon auf einen ausführlichen Brief von dir, wie du es versprochen hast.“ Günther und meine Mutter waren beide Februarkinder und würden 20 beziehungsweise 19 Jahre alt werden. In den Augen ihrer Eltern hatten sie ihre Zukunft abgesteckt und waren relativ unabhängig. Kurt hingegen war erst 16 Jahre alt, und seine Eltern machten sich Sorgen darüber, dass er so selten schrieb und was aus ihm werden würde. Sie baten ihn, ihnen seine Schulzeugnisse zu schicken, während die Zeitung verschiedene mögliche Berufe auflistete, die Kurt erlernen konnte: Bäcker und Konditor, Uhrmacher, Automechaniker, Koch, Feinmechaniker und Brillenmacher, Schuhmacher, „was immer du willst. Man muss sich für einen Beruf interessieren.“

Es war der berühmt-berüchtigte kalte Winter 1942. Selbst in Bingen lag Schnee. Großmutter erzählte Kurt in einem Brief, dass der Rhein zugefroren sei und man auf dem Fluss bis Rüdesheim auf der anderen Seite Schlittschuh laufen oder wandern könne. „Kannst du dir vorstellen, wie kalt es bei uns ist. Wir müssen viel in der Küche heizen“, schrieb sie. Viele der Briefe waren vorwurfsvoll, und mein Großvater ärgerte sich unter anderem darüber, dass Ruth und Günther sich nicht um ihr Äußeres kümmerten; man müsse immer sauber aussehen, sonst werde man in der Gesellschaft nicht gut aufgenommen. „Du solltest stolz auf deinen Körper sein und immer anständig aussehen“, schrieb er. Im selben Brief vom Februar 1942 fordert er meine Mutter auf, einen Beruf zu erlernen: „Möchtest du nicht einen anderen Beruf erlernen, damit du nicht immer das Küchenmädchen spielen musst?“

(...) Ist es nicht Unsinn, wenn du sagst, dass du der Gesellschaft nicht zur Last fallen willst? Später wirst du aber froh sein, wenn du etwas Richtiges gelernt hast.“

## DER LETZTE BRIEF AUS BINGEN

Am 18. März 1942 schreiben Großmutter und Großvater an Kurt den wohl letzten Brief aus Bingen.

*18.03.1942*

*Hermann & Selma an Kurt*

„ Sei ja recht folgsam, besonders auf Anweisungen von Tante Lisbeth & Onkel Berthold, auch Frau Dr. Michaeli muß Du schön gehorchen. Willst Du dies auch tun? Opa & Oma sind gesund und lassen dich grüßen. Kannst von jetzt ab alle Correspondenz an Opas Adresse richten, wenn wir sie dann nicht beantworten können, so macht es Opa. Sollt Ihr mal von Schweden auswandern, so bleibt Ihr drei Geschwister schön zusammen und passt immer auf den Anderen auf. Vor Allem seid folgsam und ehrlich bis auf die kleinsten Dinge. Ich will hoffen, daß ich nur Gutes von Euch Kindern höre, wie es die ganze Zeit war. Grüße mir bitte Frau Dr. Michaeli von uns, wir werden auch an sie schreiben, wenn es geht. So mein Junge, bleibe recht gesund und gebe ein braver Mensch sei noch tausendmal begrüßt & geküsst

*Dein liebender Papa*

## DIE DEPORTATION 1942

Zwei Tage später, am 20. März, wurden Oma und Opa deportiert.

Am Morgen des 20. März 1942 wurde Großmutter und Großvater mitgeteilt, dass sie sich am Nachmittag zur Abreise bereit machen sollen. In Berlin erhielten meine Großmutter und mein Großvater väterlicherseits ihre Deportationsbefehle etwa zur gleichen Zeit, mit der Erklärung, dass Berlin für sie nicht mehr sicher sei. In Bingen scheint man nicht einmal versucht zu haben, mit einer Erklärung Frieden und Vertrauen zu schaffen. Meine Großeltern konnten fünfzig Deutsche Mark einen Koffer oder Rucksack mit bis zu fünfzig Kilo Gepäck mitnehmen. Darin befanden sich Kleidung, Unterwäsche, Hygieneartikel, Lebensmittel für drei Tage, ein Löffel, einen Teller, eine Schüssel und eine Tasse. Außerdem trugen sie ihre Personalausweise



Deportation in Bingen zum Abtransport zum Güterbahnhof nach Mainz-Mombach mit LKW, die in der Hindenburganlage standen. Quelle: Arbeitskreis Jüdisches Bingen

und Identitätsdokumente (sie hatten keine Pässe) bei sich und hängten sich eine gut sichtbare Pappscheibe mit ihrem Namen, ihrem Geburtsdatum und einem Zahlencode zur Identifizierung um den Hals. Alle Wertsachen wie Geld, Schmuck usw. sollten der deutschen Polizei übergeben werden. Und wenn sie die Wohnung verließen, sollte der Schlüssel im Schloss an der Außenseite der Tür stecken.

Die Lastwagen, die sie nach Mainz transportieren sollten, standen in der Hindenburgpromenade parallel zum Flussufer. Einige Fotos des Binger Bürgers Karl Kühn zeigen Juden in ihren besten Kleidern und mit in Holzkisten verstautem Gepäck auf dem Weg zur Deportation. Viele nichtjüdische Binger Bürger stehen daneben und beobachten den letzten Gang der Juden durch die Stadt. Die Politik der Nazis bestand darin, die jüdischen Einwohner auf Schritt und Tritt zu demütigen, und auf einem der Bilder wird dies deutlich, als zwei gut gekleidete Menschen gezwungen werden, mit ihren weißen Namensschildern, um den Hals durch die Stadt zu gehen. Das ist reine Teufelei mit geringen Mitteln.

In der Deportationsliste der Behörden sind auch Großmutter und Großvater erwähnt.

Obwohl sie nicht wussten, wohin es ging, vermuteten sie, dass es sich um ein Lager handelte. Gerüchte kursierten, die Zeitungen berichteten über das Judenproblem, und eineinhalb Jahre zuvor war ihre Freundin Ella in das Konzentrationslager Gurs gebracht worden. Gedemütigt und eingeschüchert wurden sie auf die Pritsche eines Lastwagens gezwungen und in die Mainzer Innenstadt gefahren, eine Fahrt, die zwischen dreißig Minuten und einer Stunde dauerte. Auf den Lastwagen befanden sich 76 Juden aus Bingen, alle 65 Jahre alt oder jünger. Dies war die erste Deportation aus Bingen; später sollten alle Juden der Stadt, auch die älteren, deportiert werden. In Mainz fuhren sie vom Güterbahnhof in der Mombacher Straße ab, wo sie systematisch in Güterwaggons verstaut wurden. Die Reise ging über Darmstadt nach Polen. Die Endstation war Piaski. Insgesamt wurden an diesem Märztag 1.000 Menschen deportiert. Sie kamen am 23. März 1942 in Piaski an.

Wenige Tage vor der Ankunft der deutschen Juden hatten die nationalsozialistischen Besatzer das Ghetto Piaski von seinen Bewohnern geräumt. Mindestens 3.400 Juden aus Polen und Stettin, die in Piaski, dem nahegelegenen Trawniki und Biskupice zwangsinterniert worden waren, wurden gleichzeitig in das neu errichtete Vernichtungslager in Belzec deportiert. Laut einer Notiz in der deutschen Verwaltung stammten 2000 von ihnen aus dem Ghetto Piaski. Vermutlich war die Kapazität und der Ausbau der Vernichtungsmaschinerie Anfang 1942 noch nicht so groß, dass alle direkt in die Lager und Gaskammern geschickt werden konnten. Darüber hinaus wurde versucht, Juden im arbeitsfähigen Alter in verschiedenen Bereichen zur Sklavenarbeit einzusetzen. Die NS-Behörden brauchten also Ghettos, um die Juden unterzubringen, die nun im Rahmen der „Endlösung“ der Judenfrage rasch in den Osten transportiert wurden.

Als sie dort ankamen, waren die Informationen über meinen Großvater und meine Großmutter auf null gesunken. Alles war in eine beunruhigende Dunkelheit gehüllt. Meine Mutter und ihre Geschwister waren vom Roten Kreuz über den Verbleib ihrer Eltern informiert worden, und sie wussten, dass sie dringend Hilfe brauchten. Sie schrieben Briefe und Karten. Man konnte ihnen Lebensmittel und Kleidung schicken, aber es war unmöglich zu wissen, ob die Güter sie erreichen würden. Großmutter und Großvater versuchten wahrscheinlich, so oft wie möglich zu schreiben, aber die Frage ist, ob die Briefe



jemals ankamen. Gab es Briefmarken, und wenn ja, konnten sie es sich leisten, sie zu kaufen? Nach ihrer Ankunft in Piaski war die Kommunikation praktisch zum Erliegen gekommen. Im Mai wurde auch dort ein Verbot für den Versand von Briefen ins Ausland verhängt. Wurde dies entdeckt, wurde der „Schuldige“ mit dem Tod bestraft.

Doch am 30. März 1942 schreibt Lisbeth Goldschmidt (Ehefrau des Bruders meines Großvaters in Schweden) an meine Mutter und Günther:

*Liebe Ruth & lieber Günther,*

„ es ist zwar Schlafenszeit, aber ein paar Minuten will ich mich doch noch mit Euch unterhalten. Hoffentlich seid Ihr gesund. Wir sind es auch, nur Mutter kommt ewig nicht in Ordnung mit ihrem Arm. – Für Eure Gratulation zu Peters Geburtstag habt herzlichen Dank. Ihr solltet eigentlich gleich Antwort haben. Doch wartete ich noch auf ein Bildchen von Peter, das noch nicht fertig war. – Hattet Ihr in den letzten Tagen Post von Bingen? Seid Ihr orientiert über die Neuigkeiten von dort? Wir nehmen an, dass Ihr direkte Post von Euren Eltern hattet. Uns schrieb Opa am 20.3. dort abgehend, dass Eure Eltern an diesem Tage früh morgens verständigt worden seien, dass sie am Nachmittag fort müssten – zu Rosi, schrieb Opa. Es ist schrecklich, dass man garnichts machen kann & auch wohl vorläufig nichts hören wird, wo sie sind. Onkel Berthold schrieb sofort an die Judenältesten der Städte Litzmannstadt, Riga, Minsk & Bialystock. Außerdem soll durch das Rote Kreuz & K.F.N.M. nachgeforscht werden. Das hat Dr. Michaeli veranlasst, denn bei ihm erkundigten wir uns auch, was man tun kann. Ich hoffe, dass nicht ich Euch diese Hiobsbotschaft übermittelt habe – ich konnte mich schwer dazu bringen, an Euch zu schreiben; aber Onkel Berthold sagte sehr richtig, dass es [für] Euch mindestens so schlimm sei, einen Brief an Eure Eltern zurückzubekommen & nicht zu wissen, was das bedeutet. Solltet Ihr von Bingen nichts gehört haben, so können wir Euch Opas Karte einsenden. Auf Post von Euren Eltern können wir nur via Deutschland rechnen, da das Schreiben nach dem Ausland im Osten unerlaubt sein soll.

*Falls Ihr von Bingen Post hattet, schreibt uns bitte, was Ihr wisst. – Ich meine, Ihr solltet Opa & Oma auch schreiben – wir schreiben häufiger als sonst, sie sind auch sehr bedauernswert. Wenn bei Euch jemand ist, der in Verbindung mit Angehörigen in Polen steht, erkundigt Euch bitte, wie*

*die Betreffenden zu den Adressen gekommen sind & gebt uns bitte darüber Auskunft. Wir sind ebenso verzweifelt wie hilflos.“*

Die Bedingungen im Ghetto waren unerträglich, aber das ist nur durch Briefe und Zeugnisse anderer bekannt. Die Gebäude bestanden hauptsächlich aus kleinen einstöckigen Holzhäusern, und angesichts der Zahl der Menschen, die im Ghetto zusammengepfercht waren, mussten sich zwischen zehn und zwanzig Personen ein Zimmer teilen. Es herrschte schreckliche Not und Schmutz, und die Menschen hatten keine Möglichkeit, ihre Kleidung zu wechseln. Ein Zeuge, Hermann Samter, der aus Berlin stammte, berichtet, dass die tägliche Ration aus fünfzig Gramm Brot, einem halben Liter Kaffee und einem dreiviertel Liter Suppe ohne Fett bestand. Die Menschen waren am Verhungern.

Ein letztes Wort von Großmutter und Großvater würde trotz der schlimmen Umstände auftauchen. Es handelt sich um eine Postkarte, die am 14. April 1942 aus Piaski geschickt wurde. Sie wurde an Kurt geschickt mit der Bitte, sie sofort an Onkel Berthold weiterzuleiten. Sie brauchten dringend Pakete mit Vorrat.

Die Eltern versuchten, ihre Kinder und Verwandten nicht unnötig zu beunruhigen, obwohl sie wussten, dass das Ende nahte. Sie hatten zu viel erlebt, sie hatten zu viel gesehen. Vielleicht sehnten sie sich sogar nach einer langen Ruhepause ohne all diese täglichen, schweren Strapazen. Der Tod ist nicht immer das Schlimmste, was einem Menschen widerfahren kann.

## DEUTLICHE BOTSCHAFT

Der Brief enthielt auch eine Botschaft an die Familie. Sie war so verfasst, dass die deutsche Zensur sie nicht verstehen konnte. Aber für die Familie war die Botschaft klar. Meine Großmutter und mein Großvater schrieben, dass „viele Leute Onkel Josef aus Bingen besuchen und sich sehr freuen, bei ihm zu wohnen“.

Josef Löwenstein war der ältere Bruder meiner Großmutter, der 1935 plötzlich an einem Herzinfarkt starb. Die Botschaft war also klar. Ihren Kindern gegenüber deuteten sie an, dass sie täglich viele Menschen um sich herum sterben sahen und dass dies das Schicksal war, das auch sie bald erwartete.

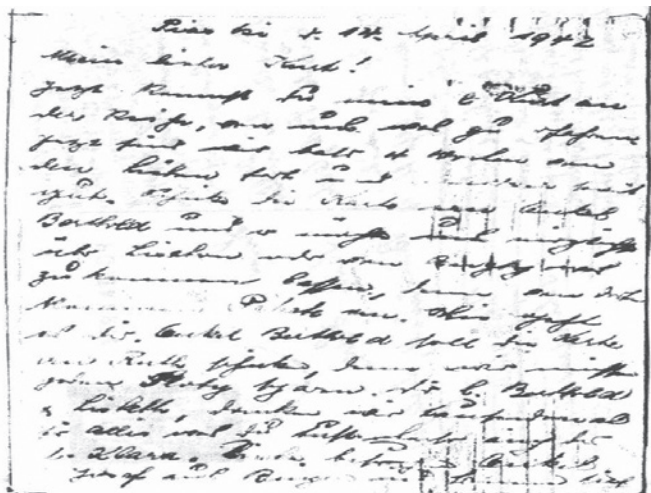
Mein lieber Kurt!

„ Jetzt bist du an der Reihe, mein lieber Kurt, von uns zu hören. Wir sind nun schon fast vier Wochen von unseren Lieben weg und berichten, dass es uns soweit gut geht. Schicke die Karte an Onkel Berthold und bitte ihn, etwas aus Lissabon oder aus Ängby zu schicken, denn dort kommen die Pakete an. Wie geht es Euch?

Onkel Berthold wird die Karte an Ruth schicken, denn wir müssen jeden Sloty sparen. Ihr lieben Berthold & Lisbeth, wir danken euch tausendmal für alles, was ihr tut, auch Dir liebe Klara. Viele Leute besuchen Onkel Josef aus Bingen und sind sehr froh, dass sie bei ihm bleiben können. Also bleibt gesund und viele Grüße und Küsse.

Euer Vater, Bruder und Onkel Hermann

„ Mein lieber Kurt. Dein lieber Vater hat keinen Platz für mich gelassen, deshalb nur viele herzliche Grüße, auch an Dich, liebe Ruth und lieber Günther. Gestern haben wir Post von den Eltern bekommen und sie berichten gut. Wir sind Euch sehr dankbar für alles, was Ihr für uns tun konntet.



Das letzte Lebenszeichen der Eltern mit deutlicher Botschaft. Foto: Heimatverein Bingerbrück

---

# „Kindsein in Deutschland“

## Erinnerungen an eine Freundschaft

---

VON HILDE GROSS-DEPPICH



Der folgende Text, den wir im Original abdrucken, wurde von Hildegard Groß-Deppich verfasst. Sie war eine Schulkameradin von Ruth Herz in der Bingerbrücker Volksschule. Beide verband eine Freundschaft, die nach 1933 immer schwieriger wurde und schließlich zerbrach.

In dieser Schule in der Drususstraße, das Foto stammt aus dem Jahr 1936, saßen einst Hildegard Groß-Deppich und Ruth Herz auf einer Schulbank (Foto unten: Schulhof Drususstraße 1935). Fotos: Heimatverein Bingerbrück



Kindsein in Deutschland

Wir saßen in der Schule nebeneinander, ich und das Ruthchen. Sie war klein, etwas pummelig, deshalb nannte man sie auch meistens Ruthchen, hatte naturgelocktes, dichtes braunes Haar und etwas vorstehende Augen. Ruthchen war sehr lebhaft, quirlig, temperamentvoll, schätzhafte; letzteres wurde in der Schule oft mißbilligend vermerkt. Sie und ich bildeten die geistige Elite in der dritten und vierten Klasse der Volksschule

Unser Ort bestand überwiegend aus uniformen Siedlungen, in denen vor allem Lokführer, Heizer, Streckenarbeiter und alle, die bei dem den Ort beherrschenden Arbeitgeber, der Eisenbahn, ihr Brot fanden, wohnten. Die Oberschicht, kleine Beamte und Angestellte, hatte es auch schon mal zu einem Einfamilienhäuschen gebracht. Einige villenartige Gebäude gehörten Ärzten und Weinhändlern. Über allem thronte auf einer Anhöhe das "Schlößchen", ein scheußliches neowilhelminisches Gebilde mit glotzigen symbolträchtigen Figuren und entsprechenden Stuckverzierungen. Um all der Häßlichkeit die Krone aufzusetzen, ragte ein riesiger Backsteinschornstein zum Himmel, ein Zeichen, daß eine verlodderte Zementfabrik von Zeit zu Zeit hier ihr Unwesen trieb. Ihr grauer Staub gab mit dem schwarzen Riß der Eisenbahn dem Städtchen seine Patina.

Zu dem allen lag Bingerbrück von böswilligen Nachbarn seiner ungünstigen Sonnenlage wegen auch "Kaltackig" genannt mit seinen etwa dreitausend Einwohnern am schönsten Fluß des Deutschen Reiches, dem Rhein.

Zu diesen Einwohnern zählten zwei jüdische Familien: die Viehhändlerfamilie Winkelstein und die Kohlenhändlerfamilie Herz. Beide ordneten sich unauffällig in das soziale Gefüge von Bingerbrück ein und waren schon lange dort ansässig. Sie waren nicht arm, nicht reich, gingen ihren Geschäften nach und schickten ihre Kinder auf die Volksschule, die wie alle Schulen im Rheinland vor der Machtergreifung Adolf-

- 2 -

Hitzlers Konfessionsschulen waren.

So saß nun eines der Kinder des Kohlenhändlers Herz, er hatte deren drei, zwei Jungen und ein Mädchen, in der Schule neben mir. Da ich mindestens genau so ein unruhiger Geist war wie das Ruthchen, konnte es nicht ausbleiben, daß öfter einmal eine Ohrfeige in unser zappeliges Nebeneinander sauste, die meistens mich traf. Dies mit Absicht, denn ich war die Tochter des Lehrers. Und er meinte wohl beschwerdesüchtigen Eltern einige Argumente aus den Segeln genommen zu haben, wenn es sich herumsprach, daß die körperliche Züchtigung auch das eigene Fleisch und Blut mit Erfolg triff.

In den Pausen im Schulhof, in dem mit einem Zaun das religiöse Anderssein drohend markiert war - hier Protestant, dort Katholik - gab ich den Ton an. Bei Spielen und Kämpfen war ich der Anführer. Energisch, phantasievoll und intelligent war es mir ein Leichtes dem kleinen Grüppchen meine Spielideen aufzuzwingen. Wehe dem, der es wagte aus der Reihe zu tanzen! Er wurde geschnitten, übersehen, niemand durfte mit ihm reden. Klar, daß kein Kind das lange aushielt und mit kleinen Geschenken und reuemütigem Verhalten wieder Eingang in unsere Clique zu erhalten suchte. Ich hatte aber auch einiges zu bieten: Nach der Schule ging's zu meinem Elternhaus. Dort wurde Theater gespielt - was man sich so darunter vorstellte, denn ein Theater hatte noch keine von uns weder von innen noch von außen gesehen. In unserem Keller verkleideten wir uns. Ich hatte drei ältere Schwestern, von denen genug Abgetragenes herumlag. Prinzen, Prinzessinnen, Könige, Königinnen, Riesen, Zwerge, Bettler, Bauern, aber auch Lehrer und Schüler. Ich verteilte die Rollen, versah mich mit der Besten, entwickelte im Spiel die Handlung, brachte Ordnung in den agierenden schreienden Haufen - bis das Spielvölkchen allmählich auseinanderbröckelte, da ja zu Hause das Essen wartete.

- 3 -

Ruthchen war immer dabei und mir treu ergeben. Was immer angezettelt wurde, sie lief mit.

Wenn man zu dem katholischen Pastor des Ortes kichernd und sich verstellend hinrannte, einen demütigen Knicks machte, ein "Gelobt sei Jesus Christus" auf die weiche speckige Hand hauchte, sie machte mit. Auch als der Bischof aus Trier huldvoll durch den blumengeschückten Ort zog, war sie dabei. Obwohl das schon ziemlich dreist war! Wir - wir fühlten uns ja als Protestanten - stellten uns in der ersten Reihe auf und blieben zum Ärger aller in tiefer Verehrung hinsinkenden Katholiken trotzig lachend stehen. Um uns herum zischte es: "Kniest aisch hin!" Der unter seinem Baldachin hoheitsvoll einerschreitende Bischof ließ einen irritierten Blick auf uns fallen.

An manchen Dingen fiel mir ihr Anderssein auf. Sie zeigte mir ihre Hefte, in die sie in ihrem hebräischen Unterricht hineinschrieb. Da waren merkwürdige mit sonst nichts Bekanntem vergleichbare Zeichen. Auch, daß sie die Hefte von hinten anfang zu schreiben und die Zeilen von links nach rechts, hatte schon etwas Beunruhigendes.

Einmal nahm sie mich in ihre Kirche mit. Die Synagoge stand in Bingen. Man mußte über das Naheflüßchen gehen, über das zwei Brücken führten, die historische Römerbrücke, nach dem großen Feldherrn Drusus benannt und die unhistorische Eisenbahnbrücke. Oder man benutzte einen kleinen Brettersteg, der hin und her schwankte und wackelte, was man durch eifriges Schaukeln noch verstärken konnte. Der Übergang über "das Brückchen" kostete fünf Pfennige. Das schlammige, schwarzgrüne Wasser gluckste einem ganz nah an den Füßen. Für dieses gruselig-schöne Gefühl verzichtete man schon einmal auf ein paar Gutzjer. Wenn die Nahe höheres Wasser führte, mußte man von den wankenden Brettern einen herzhaften Sprung zum Ufer wagen, was, wenn der Sprung zu kurz geriet, einem nasse Füße

- 4 -

einbrachte. Bei Hochwasser wurde das Brückchen eingezogen. Die Synagoge, ein großer mächtiger Bau, hatte so gar nichts von dem Geduckten, sich möglichst Kleinmachen der Synagogen, die ich später kennenlernte, die eher Häusercharakter hatten. Die Binger Juden waren reich, meistens im Weingeschäft tätig, selbstbewußt und angesehen.

In meiner Erinnerung war sie innen licht und weit, heller als die dämmerigen christlichen Kirchen. Doch da hingen nirgends Bilder oder Figuren. Woher wußten die Juden wie ihr Gott aussah? Bei uns war das klar : Gott - alter, uralter Mann, weißlockiger Bart, eisblaue Augen, streng - sein Sohn - ausgemergelter Leib, blonder Bart, sanfter, demütiger Schafsblick.

Wie diese Figure es schafften, sich ganz weit da oben irgendwo zu behaupten - das warf Fragen auf.

Ich hatte das Gefühl, in eine verbotene Welt einzudringen, und es war mir so gar nicht wohl in meiner Haut, obwohl Ruthchen mir versicherte, ich dürfte da ruhig mit rein.

Diese rätselhaften Zeichen - dieselben, die ich in Ruthchens Heft gesehen und die ich auch schon mal nachzumalen versucht hatte. Daß sie Wörter bedeuten sollten, heilige Wörter, die man verstehen konnte - kaum zu fassen. Es war, als ob einem etwas von ganz, ganz weit her anrührte!

Ich ging nie wieder hinein.

In der Synagoge war auch die Schule, die "Juddeschul", in die Ruth samstags, wenn wir anderen unsern alltäglichen Schultrott abwickelten, hineinging.

"Was macht'en ihr da?"

"Was mer so in der Schul aach mache."

So bereitwillig sie mich in ihre Kirche mitgenommen hatte, so ungern gab sie Auskunft über das, was dort geschah.

Also doch ein Geheimnis! - Etwas, was andere nicht wissen durften. In unserem evangelischen Religionsunterricht saß sie brav dabei, faltete zwar nicht die Hände beim Gebet und sprach auch, ganz im Gegensatz zu ihrem sonstigen Verhalten, nichts.



- 5 -

Mein Vater schien dafür Verständnis zu haben. Wusste er etwas von dem " Geheimnis " ? Ich fragte ihn nie danach. Die Lehrer- und die Vaterrolle waren bei ihm streng getrennt. Zuhause wurde nie über Schule gesprochen.

Zu den Geburtstagen durften die Mädchen ihre Schulkameradinnen einladen. Man brachte dem Geburtstagskind eine Kleinigkeit mit, aß sich bis zum Erbrechen voll, alles wild durcheinander, lärmte, tobte bis einen bei Einbruch der Dunkelheit die große Schwester oder der große Bruder abholte.

Ruthchen Herz wohnte unten im Ort. Oben und unten, das ergab sich nicht nur aus der Lage, sondern sagte auch etwas über den sozialen Status aus. Das Haus vom Kohlenhändler Herz war ein schmales zweistöckiges Einfamilienhaus, eingekleimt zwischen einer Schuhmacherei und einer Metzgerei, ohne Garten, beige-grauer Anstrich, völlig unauffällig. Ein Zimmer an der Straße hatte ein großes Fenster; dort war einmal der Laden des Kohlenhändlers gewesen, der jetzt sein Geschäft in einem anderen Gebäude betrieb.

Hier feierten wir Kinder den Geburtstag von Ruth. Hier war es hell im Gegensatz zu dem schummerig, dämmerigen Licht im Flur. Andere Räume bekamen wir nie zu Gesicht.

Die Mutter war eine sehr stille Frau, die etwas Schattenhaftes hatte. Ihr Sprechen klang eher wie ein Flüstern. Selten verließ Frau Herz das Haus.

Das völlige Gegenteil: der Vater. Er paßte prächtig in die rheinische Landschaft, war der Urtyp eines Rheinländers, lachte und sprach gern und viel, machte seine Späße mit uns Kindern und sah aus, als ob er auch gerne etwas Gutes essen und trinken würde.

Die Brüder ! Der jüngste, ein mageres, zappeliges Kerlchen mit rotbraunem lockigem Haar - den übersah man.

Aber der ältere! Fleischig, aufgeschwemmt, mit dicker hängender Unterlippe und melancholischem Blick. Wenn ich <sup>als</sup> später einmal die schmierige Horrozeitung der Nazis "Der Stürmer" in die Hände bekam, mußte ich wieder an ihn denken. Da war etwas - eine Ähnlichkeit mit diesen dort abgebildeten Män-

- 6 -

nern, die uns "Germanninen" das Gruseln lehren sollten. Er war so anders, Ruthchens großer Bruder. Es überlief mich. Im Sommer hatte er meistens Shorthosen an. An den Beinen quoll der Speck heraus, aber da quoll noch etwas anderes - und das zog meine Blicke magisch an. Wo bei anderen Buben nur ein platter Hosenschlitz war, machte sich bei ihm an der einen Seite etwas Knolliges breit, schien den Schlitz fast sprengen zu wollen. Seine Haut war bleich, rosig. Ob DAS auch so aussah?

Ich hatte noch wenig Anschauungsmaterial gehabt. In unserer Familie war mein Vater der einzige Mann. Aber der hielt seinen Penis vor uns Mädchen konsequent versteckt, zog sich abends immer hinter dem Bettauflauf aus. Also hielt ich mich an Bildmaterial. Im Bücherschrank war ein großes Lexikon mit Goldschnitt. Wenn ich sicher war, daß niemand mich überraschen konnte, suchte ich die bewußten Abbildungen auf, brauchte bald nicht mehr lange zu suchen und verlor mich erregt in diese Formen.

Ruthchens Bruder merkte wohl nichts von meiner begierigen Neugier. Ich sah ihn nicht nur an den Geburtstagen. Wenn wir in der Schule ein Problem hatten, gingen wir zu ihm und er half uns bereitwillig, hätte sicher auch mit uns gespielt, wurde aber bald von der Mutter in die Küche gerufen. Im Gegensatz zu der Schwester hatten die Brüder keine Freunde oder auch nur Spielkameraden. Sie blieben unter sich, zu Hause. Im Januar 1933 war Hitlers Machtübernahme. Im Ort blieb alles beim alten. Zunächst. Ein paar Maulhelden marschierten abends in den Straßen herum, gröhlend, brüllend. Meinem Vater schienen sie nicht sehr gewogen zu sein. Es waren die Typen, sie waren ortsbekannt, bei denen er, wenn sie ihm im Berufsschulunterricht zu dumm und zu frech gekommen waren, wohl schon hingelangt hatte. Und er war auch Demokrat und Pazifist, mein Vater. Nicht sehr mutig, nicht sehr einsatzfreudig. Als die

- 7 -

Naziraudis an unserem Haus vorüberzogen und "Lehrer Groß mer kriege dich noch!" schrieten, fiel ihm das Herz in die Hosen. Er hatte eine kranke Frau, vier Kinder und war verschuldet. Für die alles entscheidenden Wahlen im März hatte er von seiner Partei Plakate bekommen mit etwas Schwärzlich-Goldenem und "Wählt Liste 5" darauf. Er nahm mich mit, um sie anzukleben. In der Dämmerung schlichen wir in der alten, verlassenen Fabrik herum und klebten die Plakate an Stellen an, wo wir und auch sie wohl kaum gesehen werden konnten. Was Wunder, daß der Hitler siegte!

Trotzdem trat mein Vater nicht in die Partei ein. Zunächst noch nicht.

Das provozierende Geschrei der Nazi-Großmäuler richtete sich immer mehr gegen die jüdischen Einwohner. Jud Herz nahm's wohl nicht ernst. Er, der so lange schon ansässig war, bei dem alle ihre Kohlen kauften, der ruhig und unauffällig mitlebte in der dörflichen Gemeinschaft, den jeder als freundlich und gefällig kannte - was konnte er schon zu befürchten haben.

Das Jahr 1933 brachte für unsere Klassengemeinschaft einen tiefen Einschnitt. Wir waren oder wurden zehn Jahre und damit hatte die Grundschulzeit ein Ende. Ruth, die vier Jahre neben mir die Volksschulbank gedrückt hatte, saß natürlich auch im Lyzeum neben mir. Bis - ja, bis eines Morgens eine neue Lehrerin erschien : klein, gedrungen, das Haar glatt zurückgezogen und zu einem Knoten fest zusammengezurrt. Energetisch, stampfenden Schrittes marschierte Frau Heiland zu ihrem hoch gelegenen Pult, schwang die rechte Hand hoch und begrüßte uns mit lautem "Heil Hitler" ! Wir erwiderten diesen ungewöhnlichen Morgenruß etwas unsicher. Keiner unserer Lehrer hatte ihn bisher gebraucht. " Noch einmal und bitte laut und kräftig!" Wir schrieten nun aus Leibeskräften und erregten damit die volle Zufriedenheit der Studienrätin Heiland.

- 8 -

Dieser Name! - Doch nomen war bei ihr nicht omen. Sie hatte so gar nichts mit dem gütigen Heiland gemein, fühlte sich nur dem ersten Teil ihres Namens dem " Heil" verbunden. Ruth hatte nicht mitgebrüllt, nur ängstlich und befremdet auf diesen Dragoner auf dem Pult gestarrt.

Am nächsten Morgen kam's dann auch. Nach der nun schon auf Anhieb klappenden Begrüßung, folgte der Nachsatz " Juden in die letzte Bank!". Wir, nicht nur Ruth und Charlotte, das andere jüdische Mädchen, erschrakten. Ich wagte kaum hinzusehen, wie Ruthchen seine Sachen zusammenpackte. Leichenblaß und verstört saßen die beiden Judenkinder von da an nebeneinander in der letzten Bank. Die anderen Lehrer änderten die neue Sitzordnung nicht. Sie besaß wohl uneingeschränkte Autorität unter ihren Kollegen, diese Frau Heiland.

Der Terror ging weiter. Sie ignorierte die beiden Mädchen, Sie mußten sitzen wie die Ölgötzen, konnten sich melden oder nicht. Für Frau Heiland existierten die Kinder nicht mehr - waren sie Luft,

Und wir - ich ? Zunächst blieb alles sonst beim alten. Nein, da war ein Riß, ein Graben, der sich von Tag zu Tag, von Wochen zu Woche vertiefte. Nach einiger Zeit spielten wir nicht mehr zusammen, machten keine Aufgaben mehr zusammen, sprachen nicht mehr miteinander. Ich holte sie morgens nicht mehr ab.

Ruth trug den " gelben Stern" als Zeichen ihres Ausgegrenztseins.

Eines Tages sagte mein Vater zu mir : " Geh mal zum Kohlenhändler Herz und bezahle die letzte Rechnung." Ich wollte nicht. Ich war mir nicht so ganz im klaren, was diese Anforderung zu bedeuten hatte, aber etwas war anders wie sonst, das stand fest, denn immer hatte bisher mein Vater die Rechnungen bezahlt. Doch ich bekam Rechnung und Geld in die Hand gedrückt und mußte gehen. Kohlenhändler Herz war allein

- 9 -

in seinem engen Büro. Mir war so gar nicht wohl in meiner Haut. Ich hatte eine Stinkwut auf meinen Vater, der offensichtlich aus Feigheit, um einer unangenehmen Sache aus dem Weg zu gehen, mir diesen Auftrag aufgehast hatte. Denn daß die Sache äußerst peinlich war, das erkannte ich an dem Blick, mit dem der Kohlenhändler mich betrachtete. " Na, hat mer dei Vadder jetzt aach die Freundschaft gekündigt!" Ich antwortete nichts, gab stumm Geld und Rechnung hin, war den Tränen nahe. Herr Herz quittierte. Grußlos verdrückte ich mich. Welchen Gruß hätte ich auch sagen sollen: En Gude! - Aufwiedersehn! - Heil Hitler!

Mittlerweile wurden alle jüdischen Geschäfte boykottiert, waren als solche durch die Aufschrift "Jude" markiert.

In Bingen gab es viele jüdische Geschäfte - große und kleinere Lädchen. Das Geschäftsleben ohne die Juden war eigentlich nicht vorstellbar. Zunächst gingen viele Leute weiter in ihre Stammgeschäfte, möglichst in der Dämmerung oder zu Zeiten, wenn wenig los war, vorsichtig um sich spähend, damit sie von keinem "Freund" erwischt und angezeigt werden konnten.

Die Hetze aber ging weiter : Kein Deutscher kauft .....

Die Juden sind .....

Die Läden blieben leer.

Die Deutschen sind ja ein gehorsames Volk.

Wer war nur auf die unselige Idee gekommen? - V. ...

Wilma, das dicke, dumme Mädchen der Frauenschaftsführerin, das bald wieder von der Höheren Schule in die Volksschule zurückmußte und das jung an Jahren sterben würde, weil es, um sein Dicksein loszuwerden, wochenlang Zitronensaft trank? Oder Ellen? die brave stille kluge Ellen, Tochter eines Heizers, der seiner kranken Frau unaufhörlich Kinder machte, so daß sie einen Haufen von Brüdern und Schwestern besaß. Ellen, die als einzigstes von ihren Geschwistern die Höhere

- 10 -

Schule besuchen durfte, Schulgeldfreiheit erhielt, Lehrerin wurde, einen schwer kriegsverletzten Pfarrer heiratete und deren einziger Sohn sich, weil er krank am Leben war, mit 23 Jahren im Pfarrhausgarten erschöß. Oder Christel, die Milchhändlerstochter, rotwangig und lustig, die ihr ganzes späteres Leben hinter der Theke des Milchgeschäftes verbringen sollte?

Oder ich? die ich noch immer in unserer kleinen Gruppe das Sagen hatte.

"Heut'gehe mer mol in jüdische Geschäfte, duhn so als ob mer was kaafe wolle un renne dann schnell fort!"

Ein kleines Stoff- und Garngeschäft.

Wir gingen kichernd und uns schubsend hinein. Auf das Läuten der Ladenklingel kamen aus dem Hintergrund ein alter Mann und seine Frau. Unsicher, ängstlich fragten sie diese lachende Mädchenbande, was sie wollte.

"Stoff!" - "Ja, Stoff! - Roten, blauen, karierten, gestreiften, gepunkteten!"

Etwas wie Hoffnung, Freude kam in die Blicke der beiden alten Juden. Bereitwillig und eifrig breiteten sie eine Stoffbahn nach der anderen vor uns aus.

"Nee, den nit, vielleicht den da, ganz da obe off em Regal."

Eine Leiter wurde angestellt. Der Stoffberg vor uns wuchs und wuchs. Längst waren der geschäftliche Eifer und die Dienstwilligkeit in traurige Enttäuschung umgeschlagen. Daß ein System so kleine Kinder vergiften kann! sie sehen alle so nett aus, diese lachenden Mädchen - und waren doch böse. Aber man wagte nicht sie hinauszujagen, so groß waren Angst und Bedrücktsein. Wir machten dem grausamen "Spiel" ein Ende, sagten: Wir hätten kein Geld! Kämen morgen wieder! Müßten erst zu Hause fragen! und setzten noch eins drauf:

" Heil Hitler!" und stürmten hinaus. Draußen wollten wir uns ausschütten vor Lachen über den gelungenen Streich.

Wir haben ihn nie wiederholt.

Ein Tag im Spätherbst. Nebel kroch durch die engen Gassen des Rhein- und Weinstädtchens. Vom Fluß kam das langgezogene angstvolle Tuten der Schiffe, die nur mit Mühe ihre Fahrt durch die Klippen und Felsen des Binger Loches finden konnten.

Ich war mit Mutter zum Einkaufen gegangen. Advent, Nikolaus, Weihnachten, die Feste der Liebe und Stille, nahen. Plötzlich Schreien und Rufen in den Gassen. Ein Menschaufbruch. Wir gingen hin. Meine Mutter zögernd. Aus der Gaustraße bewegte sich ein Zug von Menschen, vor allem Frauen und Kinder. Weinend, verängstigt klammerten sie sich aneinander, schauten unter sich, liefen mehr als sie gingen. Auf ein paar Leiterwägelchen rumpelte Gepäck. Aus der Menge kamen Rufe, aufgebrachtes Gezische : " Ab nach Palästina! - Mir brauche ich nit! - Macht, daß er fort kommt!" - " Wohin gehen die, Mutter?" -

Meine Mutter zog mich weg. Sie war eine ängstliche Frau, hatte oft Depressionen, wurde von unbestimmten Schuldgefühlen gepeinigt. Nachts schrie sie oft nach der Polizei, ihrem Vater, Jesus Christus. Woher kamen diese Ängste? Sie sah äußerlich so kräftig, gesund aus. Einige Male war sie in einer Heilanstalt gewesen, lebte ständig in der Furcht, wieder dorthin zu müssen.

Dachte sie an die geisteskranke Schwägerin, die man vor einiger Zeit nach Hadamar im Westerwald gebracht hatte? Eine Anstalt, von der man munkelte, daß die Nazis dort dem " unwerten" Leben ein Ende setzten.

Dachte ich an Ruth Herz?

- 12 -

Im November 19 38 brannten die Synagogen in Deutschland!  
Das Haus des Kohlenhändlers Herz sah aus wie eine offene  
blutende Wunde. Die Fenster waren eingeschlagen. Rotes  
Bettzeug hing heraus. Aufgeschlitzt. Weiße Bettfedern trieben  
im Wind. Zusammengeschlagenes Mobiliar lag auf der  
Straße.





---

# „Da war ein Riss“

## Stolperstein Herz-Löwenstein in Bingerbrück

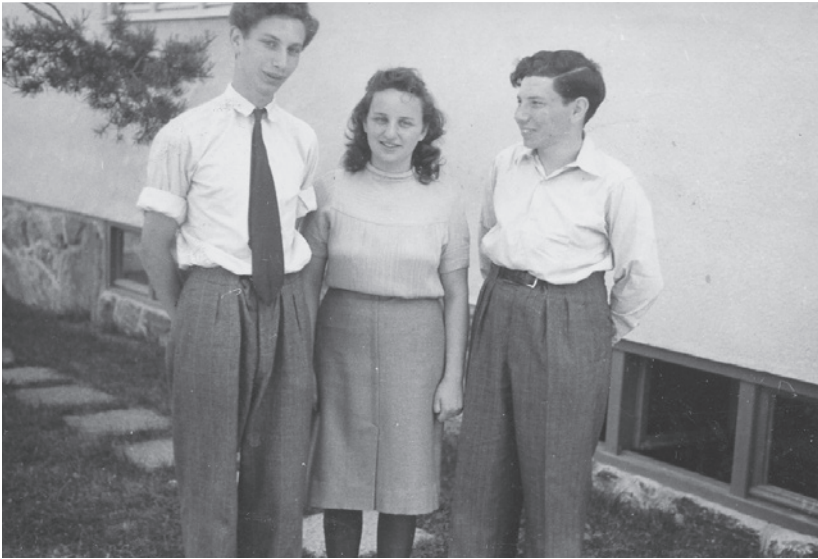
---

VON LUISE LUTTERBACH

„Im November 1938 brannten die Synagogen in Deutschland! Das Haus des Kohlenhändlers Herz in der Schloßstraße sah aus wie eine offene, blutende Wunde. Die Fenster waren eingeschlagen. Rotes Bettzeug hing heraus. Aufgeschlitzt. Weiße Bettfedern trieben im Wind. Zusammengeschlagenes Mobiliar lag auf der Straße“. So beschreibt Hildegard Groß, die Tochter des Bingerbrücker Lehrers Friedrich Groß die Pogromnacht in Bingerbrück. Mit Ruth Herz, der gleichaltrigen Tochter der Kohlenhändlerfamilie war sie eng befreundet, die beiden waren ein Herz und Seele, wobei Hildegard die forschere Tonangebende war. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Ausgrenzung und Entrechtung der Juden überall angekommen ist. Ruth Herz wird fortan in der Klasse geschnitten, muss sich ganz nach hinten setzen und wird von der Lehrerin ignoriert. „Juden ganz nach hinten“, heißt es.

„Zunächst blieb alles sonst beim Alten. Nein, da war ein Riss, ein Graben, der sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche vertiefte. Nach einiger Zeit spielten wir nicht mehr zusammen, machten keine Aufgaben mehr zusammen, sprachen nicht mehr miteinander. Ich holte sie morgens nicht mehr ab. Ruth trug den „gelben Stern“ als Zeichen ihres Ausgegrenztseins“, blickt Hildegard Groß in ihrem Bericht „Kindsein in Deutschland“ zurück.

Nach den Ereignissen des 9. November, an dem Kurt Herz aus der Bingerbrücker Volksschule aus dem Unterricht fortgeschickt worden ist, gelingt es Ruth und Kurt Herz im Januar 1939 nach Schweden zu entkommen. Günther, das älteste der Herz-Kinder, war bereits seit 1937 dort. In Schweden kamen sie zunächst bei Berthold Goldschmidt, einem Halbbruder ihres Großvaters Hermann Herz unter. Er ermöglichte Günther ein Studium zum Elektro-Ingenieur. Auch der jüngere Bruder Kurt wurde Ingenieur.



Die drei Geschwister Kurt, Ruth und Günther Herz in Stockholm. Foto: Kaj Schueler

„1938 nach der Reichspogromnacht wird für die verbliebenen Eltern das Leben sehr schwierig. Zunächst wird ihr Wohnhaus ‚unter dem Zwang der Verhältnisse‘ veräußert; ‚Zwangarisierung‘ ist hierfür die offizielle Bezeichnung. Endlose Schikanen machen ihnen das Leben zur Hölle. Sie dürfen beispielsweise nicht mehr an kulturellen Veranstaltungen teilnehmen, müssen Schmuck und Kunstgegenstände veräußern und ihre Steuerabgaben werden drastisch erhöht“, so Carl Woog vom Heimatverein Bingerbrück.

Der Kontakt zu den Eltern, die sie nie wieder sehen sollten, besteht aus Briefen, die zensiert werden. Der Briefwechsel ist getragen von der Hoffnung nach Amerika auswandern und sich dort als Familie wieder vereinen zu können. 1942 erreicht die Geschwister in Schweden das letzte Schreiben ihrer Mutter Selma: „Mein lieber Kurt ! Jetzt kommst Du mein lieber Kurt an die Reihe, etwas von uns zu erfahren. Jetzt sind wir bald 4 Wochen von den Lieben fort und melden soweit gut. ... Viele besuchen Onkel Josef aus Bingen und sind sehr froh, dass sie bei ihm bleiben können.“ Da wussten die Kinder Bescheid: Onkel Josef, der Bruder ihrer Mutter, war bereits 1935 gestorben und konnte nicht mehr besucht werden.



Die Stolpersteine für Selma und Hermann Herz sowie Harry Löwenstein in der Schloßstraße 2 in Bingerbrück. Foto: Arbeitskreis Jüdisches Bingen (AKJB)

In der Schloßstraße 2 erinnern seit 2007 zwei Stolpersteine an das Schicksal von Selma und Hermann Herz, die bei der ersten Deportation der Binger Juden im März 1942 auf der Deportationsliste stehen. Selma wurde 44 Jahre alt, ihr Mann Hermann 53. Zum Zeitpunkt der Deportation hielten sie sich bereits in einem sogenannten „Judenhaus“ in der Martinstraße 5 in Bingen auf. Sie durften nur jeweils fünfzig Kilogramm Handgepäck und hundert Reichsmark mitnehmen. Spätestens hier muss ihnen bewusst geworden sein, dass es sich um eine Umsiedlung ohne Rückkehr handelte. Das Ziel war Lublin, die Vorstufe zu den Vernichtungslagern Sobibor, Majdanek und Belzec. Von den Binger Juden, die im März 1942 nach Piaski gebracht werden, hat vermutlich keiner das Jahresende erlebt. Selma Herz kam 1892 in Bingerbrück als Selma Löwenstein auf die Welt, wo ihre Eltern Samuel und Rosine eine Viehhandlung betrieben. Sie hatte noch zwei Brüder, Hugo, der im Ersten Weltkrieg beim Brand in einem

Feldlazarett ums Leben kam und Josef, der später von Selmas Onkel Moritz Nathan und dessen Frau Rosa adoptiert wurde, da deren Ehe kinderlos geblieben war. 1921 heiratete Selma Löwenstein Hermann Herz, der zwar 1888 in Amerika geboren wurde, aber gemeinsam mit seiner Familie kurz vor dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland zurückkehrte,

Wer war Harry Löwenstein? Ein weiterer Stolperstein in der Schloßstraße 2 erinnert an ihn. Er wurde um 1910 als Sohn von Julius Löwenstein und seiner Frau Berta geboren. Julius Löwenstein war ein Halbbruder von Selma Herz' Vater Samuel Löwenstein. In der Familie erinnert man sich an ihn als ‚kleinen, gutmütigen Menschen, der geistig etwas zurückgeblieben war und deshalb keinen Beruf hatte.‘ Als Julius Löwenstein in den 20er Jahren nach Amerika emigrierte, ließ er den Sohn zurück, der fortan bei Hermann und Selma Herz lebte. Harry Löwenstein wurde nicht deportiert, da er schon Ende der 30er Jahre spurlos aus Bingerbrück verschwand, skizziert Beate Goetz vom Arbeitskreis Jüdisches Bingen die Familienkonstellation.

Ruth Herz wollte sich im schwedischen Kibbutz Falun auf die Auswanderung ins damalige Palästina vorbereiten. Sie lernt Stefan Schueler, den Sohn geflüchteter Juden aus Berlin kennen, beide bleiben in Schweden und gründen in Stockholm eine Familie. Sie betreibt mit ihrem Mann eine Buchhandlung und eine Galerie. Sohn Kaj wird Journalist. 2020 erscheint sein Buch „Ein Kibbutz in Falun“, die Geschichte seiner Familie. Seit 2022 erinnert der Selma-Herz-Saal im Bingerbrücker Stadtteilzentrum und Generationentreff Zwo Zwo an seine Großmutter Selma Herz.

#### Quellen:

Homepage Arbeitskreis Jüdisches Bingen/Beate Goetz/Carl Woog  
Hildegard Deppisch-Groß: „Kindsein in Deutschland“

---

# Eines Tages kam sie nicht mehr zur Schule

## Das kurze Leben der Trude Tugendhart, geborene Stern

---

VON DANIA SCHÖNAUER

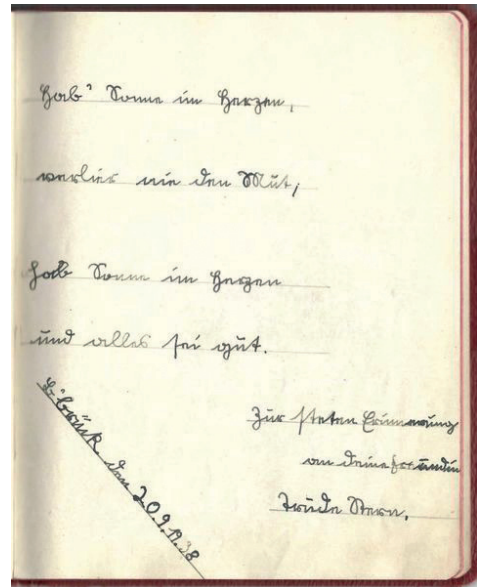
Im Rahmen meiner Besonderen Lernleistung (schriftliche Jahresarbeit) für die Hildegardisschule Bingen unter dem Titel: „Die Durchsetzung der nationalsozialistischen Herrschaft auf kommunaler Ebene am Beispiel Bingerbrücks“, traf ich mich im März 2023 mit Karl Jerono, um ein Zeitzeugengespräch zu führen.

Karl Jerono wurde am 11. September 1930 in Bingerbrück geboren und lebt bis heute noch immer in seinem Heimatort. Somit ist er sicherlich mit einer der Letzten, der überhaupt noch über die Zeit des Nationalsozialismus in Bingerbrück berichten kann. Im Laufe unseres Zeitzeugengesprächs berichtete er unter anderem von seinen Erlebnissen in der Bingerbrücker Volksschule. So konnte er sich noch immer an folgendes Erlebnis in der Schule erinnern: Als er eines Tages den Lehrer Bock in einem Schulfach hatte, musste er einmal kurz den Unterricht verlassen, denn es war zum „Dampf ablassen“ (pupsen) erlaubt, einfach vor die Tür zu gehen. Als er dies tat, traf er in der großen Halle vor den Klassenräumen auf ein Mädchen, das fürchterlich weinte. Er kannte sie. Es war das jüdische Mädchen Trude Stern. Der junge Karl fragte sie, warum sie so weine und was denn los sei. Sie wollte jedoch nicht mit ihm reden und bat ihn, sie einfach in Ruhe zu lassen. Er sah sie an diesem Tag das letzte Mal und man habe nie wieder etwas von ihr gehört.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist der Bingerbrücker davon ausgegangen, dass Trude Stern deportiert wurde und in einem Konzentrationslager umgekommen sei. Hierbei handelte es sich jedoch nur um eine Vermutung. Was mit Trude Stern und ihrer Familie wirklich geschehen war, ließ sich auch aus keinem der vielen Dokumente des Heimatvereins Bingerbrück herausfinden. Ich wollte jedoch nun herausfinden, warum Trude Stern nicht mehr in die Schule gekommen

war, ob sie den Holocaust überlebte oder auch eines der zahlreichen Opfer der Nationalsozialisten geworden war.

Bei meinen Recherchen bin ich auf einen Ausschnitt aus einem Poesiealbum gestoßen, das damals Eve Marie Krautkremer gehörte, einer Freundin von Trude Stern. Trude hatte am 20. September 1938 Eve Marie folgende Worte ins Album geschrieben: „Hab’ Sonne im Herzen, verlier nie den Mut, hab’ Sonne im Herzen und alles wird gut.“ Darunter schrieb sie weiter: „Zur stetigen Erinnerung von deiner Freundin Trude Stern.“ Als ich den Eintrag des Poesiealbums gelesen habe, hörten sich ihre Worte für mich ziemlich nach Abschied an. Ob Trude wusste, was auf sie zukommt und ob ihr Eintrag eventuell auch als Abschied gedacht war, lässt sich nicht genau sagen. Die einzige Person, die etwas zu dem Eintrag sagen könnte, wäre Eve Marie Krautkremer. Über den Vorsitzenden des Heimatvereins, Carl Woog, habe ich erfahren, dass Eve Marie Krautkremer heute noch lebt und den Nachnamen Reuter trägt. Karl Jerono kennt Frau Reuter noch aus Kindheitstagen und tatsächlich telefonieren sie regelmäßig. So konnte ich dankenswerterweise mit ihr in Kontakt treten. Eve Marie Reuter erzählte mir, dass sie und Trude Stern sehr gute Freundinnen waren und auch in der Schule nebeneinandersaßen. Die beiden erzählten sich immer alles, aber Trude äußerte sich nie dazu, ob sie Angst verspürte oder eine Vermutung hatte, was ihr als Jüdin eventuell passieren könnte, erinnert sich die rüstige Seniorin an diese Zeit. Frau Reuter erklärte, dass sie als Kinder damals nicht so viel mitbekamen wie ihre Eltern oder auch Großeltern. Denn die Kinder unterhielten sich nicht wirklich darüber, was sich in Bingerbrück durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten veränderte und was alles passierte. Sie wussten auch nicht, was ein Konzentrationslager ist, geschweige denn, dass diese überhaupt existierten. Als Trude dann von heute auf morgen, rund zwei Wochen vor der Reichskristallnacht, nicht mehr in die Schule kam, war das damals für Eve Marie sehr verwirrend. Sie fragte nach, wo Trude denn sei und bekam nur als Antwort,



Poesiealbum von Eve Marie Krautkremer mit Eintrag von Trude Stern. Quelle: Heimatverein Bingerbrück

dass sie krank sei. Nach weiteren Tagen, an denen man nichts von Trude gehört hatte, wurde dann plötzlich gesagt, sie wäre umgezogen. So hat Frau Reuter nie wieder etwas von ihrer Freundin Trude Stern gehört.



Die beiden Schulfreundinnen Trude Stern (li.) und Eve Marie Krautkremer (re.)

Foto: Heimatverein Bingerbrück

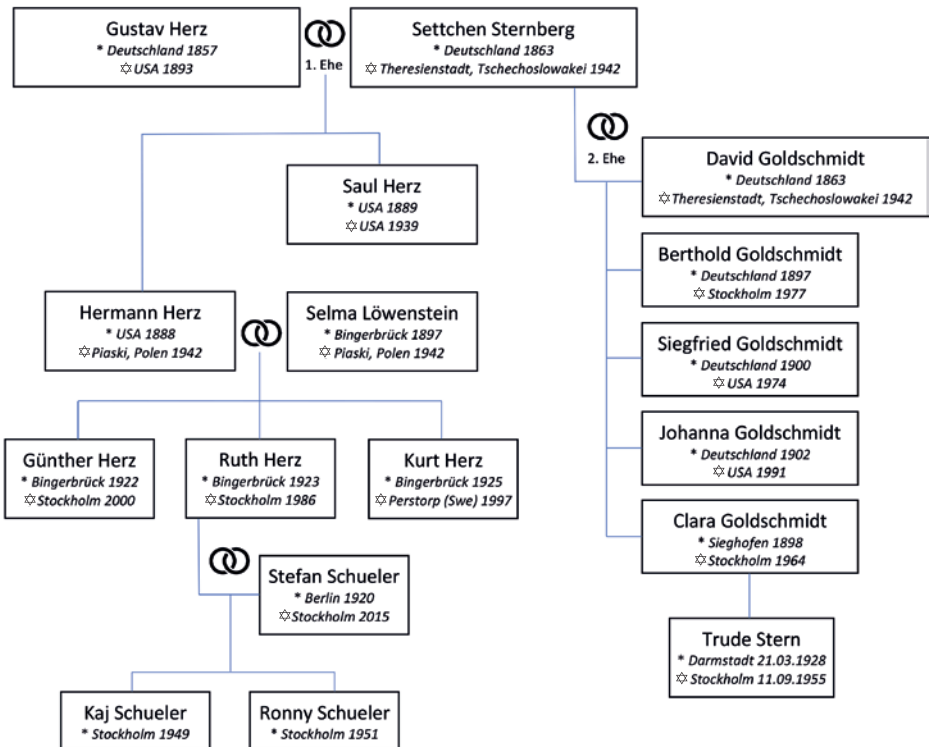
## TRUDE STERN UND DIE FAMILIE HERZ

Während die Geschichte der Familie Herz durch den Heimatverein schon gut erforscht ist, war über Trude Stern und ihre Familie bisher in sämtlichen Unterlagen nichts Näheres zu finden. Es war lediglich bekannt, dass Trude Stern Halbwaise war und mit ihrer Mutter, Clara Stern, im Haus der Familie Herz gewohnt hat. Im Rahmen der BLL konnte ich mit Unterstützung von Carl Woog und des Arbeitskreises Jüdisches Bingen herausfinden, dass Clara Stern eine geborene Goldschmidt war. Dies ist die Verbindung zwischen den beiden Familien Herz und Stern. Der älteste Sohn von Selma und Hermann Herz, Günther Herz, war relativ früh vor den Nationalsozialisten nach Schweden, nämlich zu einem Mann namens Berthold Goldschmidt, geflohen. Dieser war offensichtlich ein Verwandter von Clara Stern. Wie genau aber die Verwandtschaftsverhältnisse waren, wusste man bis dato noch nicht.



Ich habe dann erfahren, dass im Oktober 2023 der Enkel von Selma Herz, Kaj Schueler, nach Bingerbrück kommt, um sein Buch über die Geschichte seiner Familie vorzustellen. Daraufhin kontaktierte ich den in Stockholm lebenden Sohn von Ruth Schueler, der mir einiges über die Verwandtschaftsverhältnisse berichten konnte.

Ausgehend von Selma und Hermann Herz stellen sich die familiären Zusammenhänge der beiden Familien wie folgt dar:



Selma und Hermann Herz hatten drei Kinder: Ruth, Kurt und Günther Herz. Hermann Herz wurde in Amerika geboren und lebte dort zusammen mit seiner Mutter Settschen Herz, seinem Bruder und seinem Vater. Der Vater verstarb sehr früh und die Mutter wanderte mit ihren beiden Söhnen nach Deutschland aus. Dort lernte sie David Goldschmidt kennen, den sie heiratete. Das Ehepaar lebte in Singhofen. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor: Berthold, Johanna,

Siegfried und Clara Goldschmidt und. Somit waren Hermann Herz, Berthold Goldschmidt und Clara Stern (geborene Goldschmidt) Halbgeschwister. Dies erklärt also, warum die Familien Herz und Stern zusammen in einem Haus in der Schloßstraße lebten.



Ruth Herz (li.) und Trude Stern (re.) um 1929/1930. Foto: Kaj Schueler

In der Pogromnacht am 10. November 1938, die unter der Leitung von Alois Menz, einem Ortsobmann der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) und Leiter der sogenannten „Judenaktion“ durchgeführt wurde, wurden auch in Bingerbrück zahlreiche Häuser und jüdische Geschäfte zerstört. Darunter auch das Haus der jüdischen Familien Herz und Stern. Zeitzeuge Karl Jerono berichtete dazu: „Einmal, als ich am Morgen mit einem Klassenkameraden in die Schulmesse gelaufen bin, sind wir durch die Schloßstraße gegangen und sahen vor dem Haus der jüdischen Familie Herz einen Haufen verbrannter Dinge liegen.“

Diese Sachen waren offensichtlich Eigentum der Familie Herz, und ihnen wurde bewusst, dass diese als Hetze und Provokation gegen die Juden von den Nazis verbrannt worden waren. Bereits am Vorabend waren Bingerbrücker SA-Mitglieder durch die Straßen gezogen und hatten angefangen zu randalieren. Bei der jüdischen Bevölkerung wurden Türen eingeschlagen und unter anderem Möbel, Betten, Bettbezüge und sogar ein Klavier aus den Fenstern geworfen. Karl Jerono: „Das war ihr Leistungswerk, das waren die SA-Leute, die Jungen. Das war wie die Nationalsozialisten sich ausgedrückt haben, nach dem Motto ‚Juden müssen kaputtgeschlagen werden.‘“ Die Zerstörungen von Gegenständen und dem Anwesen der Familie Herz in der Pogromnacht mussten somit auch Gegenstände der Familie Stern beinhaltet haben.

Nach den Ereignissen des 9./10. November sind die Juden aus Bingen und Umgebung nach und nach in sogenannten Judenhäusern in Bingen zwangsweise untergebracht worden. Aus einer Liste des Arbeitskreises Jüdisches Bingen kann man entnehmen, dass im Binger Judenheim in der Martinstraße 5 auch die komplette Familie Herz (bis auf Günther) und Trude Stern mit ihrer Mutter Clara Stern gewohnt haben mussten, denn in dieser Liste ist dieses als letzte Wohnadresse angegeben.

Name	Vorname	Geb.-Name	Familienstand	Geb.-Datum	Geb.-Ort	Letzte Wohnung	Datum Auswanderung	Ausw. Land
Herz	Kurt Israel		Sohn	10.10.1925	Bingerbrück	Martinstr. 5	09.01.1939	Schweden
Herz	Ruth Sara		Tochter	23.02.1923	Bingerbrück	Martinstr. 5	09.01.1939	Schweden
Herz	Gustav Günther Israel		Sohn	03.02.1922	Bingerbrück	Schloßstr. 2	24.07.1937	Schweden
Stern	Gertrude (Trude) Sara		Tochter	21.03.1928	Darmstadt	Martinstr. 5	02.02.1939	Schweden
Stern	Clara Sara	Goldschmidt	Frau	14.07.1898	Singhofen	Martinstr. 5	15.05.1939	Schweden

Übersicht der Familienmitglieder Herz und Stern mit Datum der Auswanderung, Auswanderungsland und letzter Wohnadresse. Da es sich um eine Originalauflistung handelt, erscheinen die diskriminierenden Namen Sara, für Frauen und Israel für jüdische Männer. Quelle: AKJB

Von dort aus sind dann Ruth und Kurt Herz am 9. Januar 1939 nach Schweden zu ihrem Bruder Günther und damit auch zu Berthold Goldschmidt geflohen. Trude Stern wanderte am 2. Februar 1939 ebenfalls nach Schweden zu

ihrer Onkel Berthold Goldschmidt aus. Ihre Mutter Clara Stern folgte ihr am 15. Mai 1939. Zu diesem Zeitpunkt war es noch möglich, dass Juden auswandern konnten, allerdings mussten sie sämtliche Wertsachen zurücklassen. Nur Selma und Hermann Herz blieben gezwungenermaßen im Judenhaus in der Martinstraße 5 in Bingen. Auch wenn Hermann Herz die Nazis am Anfang unterschätzt hatte, wollten er und Selma auf keinen Fall in Deutschland bleiben und versuchten über Jahre hinweg – vergeblich – ein Visum nach Amerika zu bekommen, dort wo Hermann Herz geboren wurde. Das war einer der Gründe, weswegen es das Paar weder nach Schweden noch in das damalige Palästina zog.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Trude Stern, entgegen der Annahme, dass sie deportiert wurde, als sie nicht mehr in die Schule kam, dem Holocaust entkommen ist und sich gemeinsam mit ihrer Mutter Clara bei Trudes Onkel Berthold Goldschmidt in Sicherheit bringen konnte.



Trude Stern (re.) und ihre Mutter Clara Stern (li.) in Stockholm.  
Foto: Kaj Schueler

## TRUDE STERNS LEBEN NACH DEM KRIEG

Nach ihrer Auswanderung nach Schweden ist es der Familie Stern gelungen, sich dort ein neues Leben aufzubauen. Trude machte eine Ausbildung und arbeitete später, wie sich Kaj Schueler erinnert, in einem medizinischen Laboratorium. Am 22. März 1951 heiratete Trude Stern Karl Tugendhart, der auch aus Deutschland kam und 1925 geboren war. Die Ehe blieb kinderlos. Nachdem Trude Stern als Kind dem Holocaust entfliehen konnte, war ihr leider kein langes Leben vergönnt. Sie starb am 11. September 1955 mit nur 27 Jahren an Leukämie. Ihre Mutter Clara hatte mit ihrem Tod stark zu kämpfen und bekam deshalb viel Unterstützung und seelischen Beistand von Ruth Herz. Sie konnte den Tod ihrer Tochter jedoch nie verkraften und nahm sich in den sechziger Jahren das Leben. Trudes Mann Karl Tugendhart verstarb 2011. Trude Stern wurde auf dem jüdischen Friedhof in Stockholm beigesetzt, ihre Ruhestätte besteht bis heute.



Das Grab von Trude Stern auf dem jüdischen Friedhof in Stockholm, welches Kaj Schueler beim Besuch des Grabes seiner Eltern entdeckte. Foto: Kaj Schueler

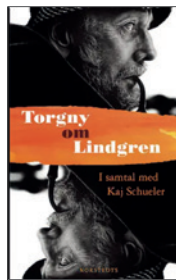
---

# Kaj Schueler

---

Kaj Schueler wurde 1949 in Stockholm geboren. Er ist Schriftsteller und war Reporter und Redakteur bei einer Reihe schwedischer Medien, darunter die Tidningarnas Telegrambyrå, Svenska Dagbladet und die Zeitschrift Moderna Tider.

Ab 2001 war er Literaturredakteur und später mehr als zwei Jahre Kulturchef bei Svenska Dagbladet, einer der größten Zeitungen Schwedens.



Er ist Autor der drei Bücher „Flykten från Berlin 1942“ (2008) und „Torgny om Lindgren“ (2013) und „En kibbutz i Falun“ (2020).



Diese Tafel, die an die deportierten Bingerbrücker Juden erinnert, befindet sich seit 1998 auf dem jüdischen Friedhof in Bingen. Foto: Heimatverein Bingerbrück

## BISHER ERSCHIENENE PUBLIKATIONEN DES ARBEITSKREISES JÜDISCHES BINGEN



*Flyer*  
Arbeitskreis  
Jüdisches  
Bingen –  
Erinnern >  
Gedenken >  
Verbinden



*Flyer*  
Stadtplan –  
Gang durch  
das jüdische  
Bingen



*Broschüre*  
Jüdische  
Symbole im  
Stuck der  
Mainzer  
St. Ignaz  
Kirche



*Flyer*  
Belegungsplan  
des Binger  
jüdischen  
Friedhofs



*Flyer*  
Publikationen

### Faltblatt 1

Satzung Arbeitskreis  
Jüdisches Bingen

### Faltblatt 3

Das „Judenhospital“ in Bingen

### Faltblatt 5

Gebäude der Binger jüdischen  
Gemeinde nach 1850

### Faltblatt 2

Der jüdische Friedhof  
von Bingen

### Faltblatt 4

Der Traustein und die  
geschmiedete Eisentür der  
Binger ehemaligen Synagoge

### Faltblatt 6

The Jewish cemetery in  
Bingen



*Band 1*  
JUDEN IN BINGEN  
Beiträge zu ihrer  
Geschichte von  
Brigitte Giesbert,  
Beate Goetz,  
Dr. Josef Göttgen



*Band 2*  
„Bingen – ein Name,  
der Geschichte(n)  
verbindet“  
von Prof. Dr.  
Dieter Bingen





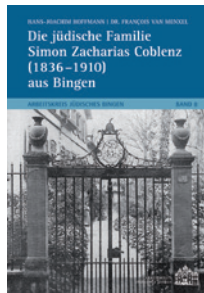
**Band 3**  
 Geschichte der Juden in Bingen von den Anfängen bis 1914 von Dr. Hans-Josef von Eyss  
 3. Auflage (überarbeitet und erweitert)



**Band 7**  
 Zur Geschichte der Juden in Bingen am Rhein. Festschrift zur Einweihung der neuen Synagoge in Bingen (Nachdruck)  
 Herausgegeben von Dr. Richard Grünfeld, Großherzogl. Rabbiner



**Band 4**  
 Lebensbilder Binger Juden aus dem Mittelalter von Dr. Matthias Schmandt



**Band 8**  
 Die jüdische Familie Simon Zacharias Coblenz (1836-1910) aus Bingen von Hans-Joachim Hoffmann | Dr. François van Menxel



**Band 5**  
 „Tief unter den christlichen Staatsbürgern“? Zur Geschichte der Binger Juden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Dr. Matthias Rohde



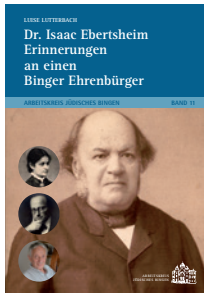
**Band 9**  
 Der heilige Jude von Bingen – Rabbi Adam Ba'al Schem. Die Legende und eine Einführung von Prof. Dr. Karl E. Grözinger



**Band 6**  
 DIE ALTE UND DIE NEUE WELT. Erinnerungen meines Lebens von Mathilde Mayer, 1869-1969



**Band 10**  
 Stolpersteine oder Als die Synagogen brannten von Marcus Gräff



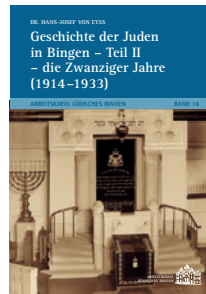
*Band 11*  
Dr. Isaac Ebertsheim  
Erinnerungen  
an einen Binger  
Ehrenbürger  
von Luise Lutterbach



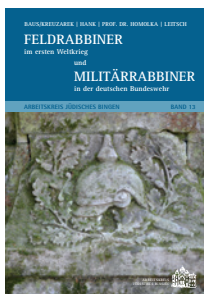
*Band 15*  
„Wenn sich der Sturm  
beruhigen wird  
und sich die Zeiten  
wieder ändern werden,  
kannst du zurück-  
kommen“  
Die Lebensgeschichte  
von Karl Bermann/  
Auf den Spuren des jüdischen Biedesheims  
von Luise Lutterbach



*Band 12*  
Jüdisches Leben in der  
Nazizeit in Glogau,  
Schlesien –  
Zeitzeugenberichte  
von Dr. Karl-Maria  
Heidecker



*Band 16*  
Geschichte der Juden  
in Bingen – Teil II –  
die Zwanziger Jahre  
(1914–1933)  
von Dr. Hans-Josef  
von Eyss



*Band 13*  
Feldrabbiner im  
ersten Weltkrieg und  
Militärrabbiner in der  
deutschen Bundeswehr  
von Carsten Baus/  
Katharina Kreuzarek,  
Sabine Hank, Prof.  
Dr. Walter Homolka,  
Klaus Leitsch



*Band 14*  
Jüdisches Leben rund  
um Bingen am Rhein  
in der Stadt Bacharach und den Gemeinden Guldenal  
(ehemals Biedesheim und Waldhilbersheim),  
Langenlonsheim, Münster-Sarmsheim, Oberheimbach,  
Ockenheim, Rummelsheim, Waldalgesheim, Waldlaubersheim,  
Weiler und Windesheim